



Briefe
über
Ost-Indien,
das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helene.

Geschrieben aus diesen Ländern

von

C. C. Best,

Hauptmann bey den Chur-Hannöverschen Truppen in Ostindien.

Herausgegeben

von

Karl Gottlob Küttner.

Mit colorirten Abbildungen und Prospecten.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göschen, 1807.

Vorbericht.

Im Jahre 1781 wurden im Churfürstenthume Hannover, auf Befehl des Landesherrn, zwey Regimenter Infanterie errichtet, und zum Dienst für England nach Ostindien bestimmt. Ich befand mich unter der Zahl der Officiere, die dabey angesetzt wurden. Das erste Regiment, welches die Nummer 14 erhielt, wurde im October desselben Jahres zu Stade auf Transportschiffen, die unter Bedeckung einer Fregatte von England herüber gekommen

waren, eingeschifft. Das andre Regiment, Nummer 15, wurde gegen das Frühjahr 1782 vollständig, und langte im Sommer zu Portsmuth in England an, indeß ein Theil des erstern den nämlichen Sommer schon seine Bestimmung erreichte, und sogleich an den Kriegsoperationen in Indien Theil nahm. Der Rest desselben, welcher wegen Sturm und widriger Winde zurückgeblieben, so wie das ganze funfzehnte Regiment folgten darauf im Frühjahr 1783 nach.

Neun Jahre hindurch theilte ich mit diesen Truppen in jenem Lande Leiden und Freuden, Beschwerlichkeit und Vergnügen. Ich fand dort eine ganz andre Natur, ein andres Klima, andre Ansichten, andre Erzeugnisse, andre Menschen, andre Sitten; ich wurde davon überrascht angezogen und von Gefühlen bewegt, welche nicht beschrieben, sondern nur an Ort und Stelle nach empfun-

den werden können. Der lange Aufenthalt und die Verhältnisse, in welchen ich mich als Officier befand, gaben mir Gelegenheit, vieles Merkwürdige zu beobachten. Ich schrieb meine Bemerkungen nieder, und, da ich etwas zeichnen gelernt hatte, entwarf ich von Gegenständen, die besser durch anschauliche Abbildung, als durch Beschreibungen dargestellt werden konnten, mehrere Zeichnungen; theils zu meinem Vergnügen, und um mich künftig des Gesehenen und Gehörten manchmal desto lebhafter zu erinnern, theils um meinen Freunden in Europa etwas aus Indien zu übersenden, das auch ihnen Vergnügen machen möchte. Bald aber sahe ich wohl, daß bloße Abbildungen nicht hinreichen würden, sie von den Gegenständen gehörig zu unterrichten, und daß eine Erklärung der Zeichnungen durchaus nöthig sey, wenn ich ihnen einen deutlichen Begriff von manchen Dingen geben wollte. Ich lieferte ihnen also in meinen Briefen Be-

schreibungen der abgebildeten Gegenstände, gleich als einen Commentar darüber, und so entstand dieses kleine Werk, welches sich jetzt dem Publicum mit Bescheidenheit vorlege.

B.

Inhalts-Verzeichniß.

Briefe

über

Ostindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung, und die Insel St. Helene.



Erster Brief.

Madras den 15ten August 1784.

Wir hatten von St. Salvador in Brasilien bis hierher eine ziemlich glückliche Reise, ob wir gleich funfzehn Wochen damit zubrachten, und öfters von Stürmen beunruhigt wurden; viel unangenehmer aber waren die Windstillen, denen wir vorzüglich unter der Linie und den Wendezirkeln ausgesetzt waren. Für denjenigen, der der Beendigung einer langen Seereise sehnsuchtsvoll entgegen sieht, ist eine Windstille wie die, welche uns einst vierzehn Tage hindurch befiel, ein Ereigniß, welches eine der widrigsten Empfindungen erregt. Die Hitze ist dann zwischen dem Aequator und den Wendezirkeln in einem vorzüglichen Grade unerträglich, weil sie durch keine Winde gemildert wird. Jeden Morgen steht man mit dem Gedanken auf, daß irgend ein Wind uns aus der unangenehmen Lage erlösen werde. Was diesen Zustand noch peinlicher macht, ist der Durst, dem man durch die Hitze und durch die Salzspeisen ausgesetzt ist: ein Uebel, das denn vorzüglich unsere armen Soldaten traf, die des Tages nur anderthalb Kanne Wasser bekamen. Obgleich das Schiff wegen

Mangel an Winde still liegt, so wird es doch durch die Bewegung des Meeres, welches auch bey gänzlicher Windstille immer in Wogen sich auf und nieder bewegt, hin und her geworfen.

Durch das schlechte Segeln einiger unserer Schiffe wurde unsere ohnehin schon langsame Fahrt noch verzögert; denn die uns mitgegebene Bedeckung, The Bristol, von 50 Kanonen, erlaubte keinem Schiffe, durch schnelleres Vorrücken sich von den übrigen zu entfernen, da wir in den indischen Gewässern leicht auf Feinde hätten stoßen können.

Endlich gelangten wir den sechzehnten April 1783 auf der Rhede vor Madras an, nachdem wir ein und dreyßig Wochen unterwegs gewesen waren. Am folgenden Morgen wurde der Rest des vierzehnten Regiments, zu welchem ich gehöre, und das ganze funfzehnte Regiment ausgeschifft. Letzteres wurde nach St. Thomä und Luce, zwey Dörfer, die etwa vier Englische Meilen von Madras entfernt sind, verlegt, das Detachement des vierzehnten aber zu dem übrigen Theile des Regiments, der schon im Herbst 1782 daselbst angekommen war, in die Barraken des Forts St. George gelegt. Während des Ausschiffens entstand auf einem Schiffe unserer Flotte, dem Indiaman, *) Duke of Athol, Feuer, zu dessen Löschung Leute mit Böten von allen auf der Rhede liegenden Fahrzeugen herbey eilten, das aber, trotz allen Bemühungen, nicht gedämpft werden konnte, und bald darauf mit einem fürchterlichen Krachen in die

*) Indiamen werden die großen Kauffahrteyschiffe der Englisch = ostindischen Compagnie genannt. Sie führten ehemals 24, jetzt aber 36 bis 40 Kanonen, und sind zugleich zum Transport der Truppen sowohl als für Passagiere sehr bequem eingerichtet.

Luft flog. Viele Menschen verloren ihr Leben dabey, worunter sich auch ein Detachement von achtzehn Mann befand, die man bey dem Gepäcke des funfzehnten Regiments zurück gelassen hatte. Ihr Officier, Lieutenant Süerßen, der auf den Hintermast gestiegen war, wurde beym Auffliegen des Schiffes in das Meer geschleudert, aber von einem zur Hülfe herbey geeilten Boote glücklich und unversehrt aufgefangen. Feuer gehört ohnstreitig mit zu den schrecklichsten Vorfällen, denen man zu Schiffe ausgesetzt ist; alles geräth in die äußerste Bestürzung und Verwirrung; nur allein der an Gefahren gewöhnte, kaltblütige Seemann ist, mit Verachtung seines eigenen Lebens, bemüht, dem Uebel, wo möglich, abzuhelfen. So war es auch hier! von allen Schiffen eilten Böte zur Rettung herbey; während ihrer Anstrengung aber drang das Feuer bis zur Pulverkammer, und sprengte das Schiff in die Luft, wodurch die meisten zu Hülfe gekommenen, so wie die Matrosen und Officiere des Schiffes selbst, ein Opfer ihrer Unerschrockenheit und ihres Eifers wurden. Noch standen wir am Ufer des Meeres und waren Augenzeugen von diesem schrecklichen Schauspiele.

Das funfzehnte Regiment verlor an diesem Tage auf seinem Marsche nach St. Thomä und Luce mehrere Leute, und einen Officier, den Lieutenant Schobart, welche theils am Sonnenstiche, *)

*) Der Sonnenstich ist eine Krankheit, bey der, wenn die Sonnenstrahlen das Haupt sehr erhitzen, das Blut in den Kopf steigt, und der davon befallene Mensch in eine Art von Raserey verfällt. Sie kann durch Auflegen von kalten, feuchten Tüchern und durch Aderlassen geheilt werden; oftmals aber ist dieser Zufall so heftig, daß der davon Befallene plötzlich todt zu Boden fällt.

theils weil sie kaltes Wasser getrunken hatten, plötzlich starben. Man sieht hieraus, wie schädlich es ist, kalte und kühlende Getränke zu sich zu nehmen, wenn man erhitzt ist! Es hat allemal, wenn es auch nicht unmittelbar gleich den Tod nach sich zieht, doch gewiß auszehrende oder andere tödtliche Krankheiten zur Folge.

Da das tuchene Unterzeug den Leuten wegen der großen Hitze zu unbequem und lästig war, so wurden sie sogleich mit Westen und Pantalons von weißem Cattun versehen; den Hüten wurde die Form der Korsischen Hüte gegeben, und ihr Kips mit einem Turban von weißem Muselin belegt. Ueberhaupt mußten wir uns an eine ganz andere Lebensart gewöhnen, welche dem dortigen Klima angemessen ist. Die Leute wurden mit Strenge angehalten, Correy zu essen, und sich aller kühlenden Speisen und Getränke zu enthalten.

Correy ist die tägliche Speise der Indier. Er wird auf mancherley Art zubereitet; gewöhnlich besteht er aus einem Ragout von Fleisch oder Fischen: — (diejenigen Kasten, welche keine Fleischspeisen genießen dürfen, nehmen Früchte oder Gemüse —) die Brühe, welche durch Saffran oder Gurkommey gelb gefärbt ist, wird mit allerhand Gewürzen, vorzüglich Spanischem Pfeffer, vermischt. Zu diesem Ragout ißt man dann Reiß aus Wasser gekocht. Eine diesem Gericht ähnliche Suppe, die vorzüglich dort des Abends genossen wird, heißt auf Tamulisch Mulikitany. Diese stark gewürzten Speisen sind zur Erhaltung der Gesundheit hier unumgänglich nothwendig, und alle erfahrene Aerzte pflegen solche dem hier ankommenden Europäer zu empfehlen.

Da von unserm Regimente bereits ein Detachement bey der

englischen Armee im Carnatik stand, so wurde für nöthig befunden, solches zu verstärken. Die Abtheilung vom vierzehnten und funfzehnten Regimente, bey welcher ersteren ich mich befand, und die vom Oberstlieutenant von Wangenheim befehligt wurde, segelte im Monat May 1783 von Madras ab, und wurde zu Anfange Juny ohnweit Cuddalore ausgeschifft, wo wir uns mit der englischen Armee unter dem Commando des Generals Steward vereinigten. Am dreyzehnten Juny griffen wir die Franzosen, welche sich vor der Festung Cuddalore verschanzt hatten, zu mehrerenmalen vergebens an, waren jedoch nachher so glücklich, solche gänzlich aus ihren Verschanzungen zu vertreiben. Wir verloren von unserm Detachement beyder Regimenter 1 Major, 2 Hauptleute, 2 Officiere, 5 Unterofficiere und 63 Mann an Todten, und hatten 11 Officiere, 13 Unterofficiere und 127 Mann an Verwundeten, von welchen nachher mehrere an schweren Wunden starben. Wir fingen nunmehro an, die Festung förmlich einzuschließen und zu belagern. Der Feind suchte dieß zu verhindern, und machte in der Nacht am fünf und zwanzigsten einen Ausfall auf unsere Trancheen, wobey er aber eine beträchtliche Anzahl Menschen und Waffen verlor, ohne irgend einen Vortheil zu erlangen. Bald darauf wurde der im Anfange dieses Jahres zu Versailles abgeschlossene Friede bekannt, worauf die Feindseligkeiten sogleich von beyden Seiten eingestellt wurden. Ein Theil der Armee wurde gegen Tippoo-Saib gesandt, welcher immer noch zu keinen freundlichen Gesinnungen geneigt schien, und man hoffte ihn nun um so mehr dazu zwingen zu können, da man mit zwey gefährlichen Feinden, den Maratten und Franzosen, bereits Frieden ge-

schlossen hatte. Die übrigen Truppen wurden in ihre verschiedenen Garnisonen oder Cantonnements zurück geschickt. Ich befand mich unter diesen, und wurde zu Herstellung meiner Gesundheit nach Madras gesandt. Wir hatten während der Belagerung von Cuddalore sehr viel von der Ruhr gelitten, an welcher Krankheit wir viele Leute verloren. Auch ich wurde von derselben befallen, und erst lange nachher in Madras davon befreyet.

Ein anderes Detachement unserer Regimenter, unter dem Befehle des Majors von Kruse, wurde mit einer kleinen Armee, unter dem Commando des Obersten Macleod, nach der Küste von Malabar gesandt, um die Königin von Kannanore zu züchtigen. Diese Königin nemlich, welche neutral war, hatte eine Anzahl englischer Matrosen, die in ihrem Gebiete Schiffbruch erlitten hatten, in Ketten legen lassen, und sie an Tippoo-Saib ausgeliefert. Sie mußte aber schwer für die Verletzung der Neutralität büßen. Da sie gegen einen Ueberfall nicht vorbereitet war, so wurde es unsern Truppen sehr leicht, ihr Land und die Hauptstadt zu erobern; letztere wurde mit Sturm eingenommen. Sie mußte die Armee bis zum Frieden mit Tippoo-Saib unterhalten, und überdieß eine ansehnliche Summe an baarem Gelde bezahlen; worauf in der Mitte dieses Jahres unser dahin detachirtes Commando mit guter Beute beladen nach Madras zurück kam.

Der Friede mit Tippoo-Saib wurde denn endlich nach vielen Schwierigkeiten, zu Anfange dieses Jahres, zu Madras unterzeichnet. Ein abgeschickter Vakil — Gesandte — verhandelte solchen in der genannten Stadt mit dem Gouverneur Lord Macartney, und durch ihn wurde eine Anzahl Englischer Offi-

ciere und Soldaten erlöst, die seit mehreren Jahren in Tippoo's Gefangenschaft in Fesseln und unter der Quaal des Hungers und jeder übeln Behandlung in Kerkern geschmachtet hatten.

Wir fangen nun an, die Früchte des Friedens immer mehr zu genießen; alle Produkte, sowol europäische als inländische, werden jetzt merklich wohlfeiler. Die während des Krieges aus dem Karnatik geflüchteten Einwohner kehren zu ihren Wohnungen und Fluren zurück; denn dieses Land war durch den Einfall der Hyderschen Armee im Jahre 1781 ganz verheeret worden. Was nicht flüchtete, wurde vom Feinde als Sklave fortgeschleppt; ganze Städte und Dörfer wurden in Aschenhaufen verwandelt, und das Vieh und vorräthige Getraide weggenommen, wodurch denn im folgenden Jahre eine jammervolle Hungersnoth entstand, die die Engländer ohnerachtet aller ihrer Bemühungen nicht hindern konnten, und wodurch viele Menschen hingerafft wurden.

Fabriken und Handel sind nun wieder in ihrem alten Flore, und alles läßt aufs neue eine gesegnete Zukunft hoffen, die für dieses Land so sehr zu wünschen ist.

Sie äußern in Ihrem letzten Briefe den Wunsch, eine nähere Beschreibung dieses Landes, seiner Einwohner, Erzeugnisse rc. von mir zu haben. Aehnliche Wünsche sind auch von meinen Freunden, H. W. und J. aus E.... an mich ergangen. Ich werde suchen, so viel in meinem Vermögen steht, hierüber Kenntnisse einzusammeln, um Ihre Wünsche zu befriedigen; zugleich denke ich Ihnen einige den Beschreibungen angemessene, von mir aufgenommene Zeichnungen zu übersenden, damit Sie Sich die Trachten der Indier und einige Gegenden besser versinnlichen können.

Eines der angenehmsten und von uns hier oft mit vieler Ungeduld erwarteten Ereignisse ist die Ankunft europäischer Schiffe, die gewöhnlich gleich nach der Monsoon — Regenzeit oder Winterzeit in Indien — und in Friedenszeiten eins nach dem andern hier anzukommen pflegen. Ein jeder von uns sieht mit Ungeduld diesem frohen Zeitpunkte entgegen, und erwartet Nachrichten von den geliebten Seinigen, oder auch wohl ein Avancement aus dem Vaterlande.

Werden, wie ich glaube, unsere Regimenter verlegt, so will ich eine Reise in das Innere dieses Landes machen, und Ihnen von Zeit zu Zeit die Resultate meiner Beobachtungen zusenden.

Zweyter Brief.

Arkot den 27sten August 1785.

Die erwartete Versetzung unserer Regimenter ist nun vor sich gegangen. Die Garnison der Hauptstadt des Karnatiks besteht aus dem Königlichen englischen zwey und funfzigsten Regimente, einem Bataillon Seapois, vier Regimentern Eingeborner Kavallerie, und unsern beyden Hannöverschen Regimentern, sämmtlich unter dem Commando des Obersten Reinbold, Chef unseres vierzehnten Regiments. Die Infanterie liegt in Barraken, die Kavallerie aber cantonnirt etwa zwey Englische Meilen von hier jenseits des Flusses Polar, der dicht an der Stadt vorbey

fließt. Unser Detachement von beyden Regimentern, welches von Cuddalore ab, gegen Tippoo's Armee gesandt wurde, hat, nachdem die Feindseligkeiten aufgehört, im südlichen Theile des Karnatiks, zu Trippatore, so lange in Cantonnement gelegen, und ist nun hier zu uns gestoßen. Der Chef des funfzehnten Regiments, Oberstlieutenant von Wangenheim, so wie der Major von Kruse, sind zur Herstellung ihrer Gesundheit nach dem Vaterlande zurück gekehrt. Der Major Offeney, der zeither das Detachement anführte, welches gegen Tippoo gebraucht wurde, commandirt nun das funfzehnte Regiment.

Die Stadt Arkot, ehemaliger Sitz des Nabobs, der gegenwärtig zu Chepaulk, drey englische Meilen von Madras, residirt, liegt etwa achtzig englische Meilen Südwestwärts von Madras, in einem schönen fruchtbaren Thale, welches mit Waldungen und Gebirgen begrenzt ist. Die sogenannte schwarze Stadt — Pettah — hat etwa zwey englische Meilen im Umfange, und ist vor dem Einfalle des Hyder Aly im Jahr 1781 sehr bevölkert gewesen. Die mehresten Einwohner sind Moorman, doch giebt es auch viele Kaufleute und Fabrikanten von den Hindus. Das Fort liegt einen kleinen Büchsenschuß weit von der Stadt, ist mit einem Walle, Graben und Glacis umgeben, kann aber keine Belagerung aushalten. Die europäische Infanterie liegt hier in den Barraken, übrigens findet man wenige Häuser darin, die denn jetzt, da sie von den Eigenthümern verlassen sind, von Officieren bewohnt werden. Zwischen dem Fort und der Pettah steht eine Moschee, nebst dem Mausoleum (Siehe Prospect No. 1.) des ehemaligen Nabobs von Arkot, Anavordy Aly Khan, Vater des jetzt regierenden.

Die mehresten Officiere wohnen in der Pettah, wo sie Besitz von den angeführten Häusern genommen haben, die sich ein jeder zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet hat.

Dieß sey genug, um Ihnen einen kleinen Abriß von dem Orte unsers gegenwärtigen Aufenthalts zu geben, mit dem wir äußerst zufrieden sind; und nun sollen Sie einige von mir gemachte Beobachtungen über das hiesige Land erhalten.

Die Besitzungen der Englisch-Ostindischen Compagnie unter Großbrittanniens Schutze haben sich seit mehreren Jahren ansehnlich vermehrt, indem man sich verschiedene Fürsten unterworfen, oder zinsbar gemacht hat. Der Nabob von Karnatik — ein ansehnlicher Distrikt an der Ostküste dieser Halbinsel — war seit langen Jahren, im eigentlichen Sinne, Vasall der Engländer. *)

Die alten sowol als die neu erworbenen Besitzungen Großbrittanniens **) sind in sogenannte Präsidentschaften getheilt, deren es vier giebt, nemlich: Bengalen, Madras, Bombay und Bencoolen (Benkulen). Mit der von Madras will ich mich nun vorzüglich beschäftigen.

*) Jetzt ist seine Herrschaft ganz verschwunden. Auch Tippoo-Saib — der sonst so gefährliche Feind der Engländer — ist nicht mehr, und sein usurpirtes Reich ist größtentheils an dieses Volk gefallen.

**) Nach zuverlässiger Berechnung haben folgende Länder

Flächeninhalt nach engl. Quadratmeilen.		Bevölkerung.	
Karnatik . . .	46—733.	Karnatik . . .	3,590,765.
Nördl. Zirkars .	17—508.	Nördl. Zirkars,	
Coimbatore . .	10—150.	Coimbatore,	
Baramahal . .	7—400.	Baramahal und	
Dindigull . . .	2—600.	Dindigull . .	2,636,060.

Diese Präsidentschaft erstreckt sich über Karnatik und die dazu gehörigen Fürstenthümer der Polygars — Südwärts dem Karnatik über die Rajaschaft Tanjore, Tritschinopoly, die Länder der Kollorys, Bewohner des Flusses Kolloroom (Kollorum) — über Tondimann, Mellore und Nattam, Schowigunga oder Klein-Marawa, Groß-Marawa, Madura und Tiniwelly — (Die fruchtbarsten dieser Länder sind Tanjore und Tiniwelly. *) Endlich Nordwärts vom Karnatik über die Zirkars Kondapilly, Ellore, Rajahmundry, Chikakoln und Guntur. **)

Das Karnatik erstreckt sich längst der Seeküste von dem Fluß Kolloroom bis an die nördlichen Zirkars, und Westwärts bis an die Gauts, eine Gebirgskette, die das Land der Maratten, des Moguls und des Nizams von Karnatik trennt. Die vornehmsten befestigten Oerter sind — das Fort St. George an der Seeküste, Tiagar, Kuddalore, Parmakoil, Trichinopoly, Gingy und Vellore. Trichinopoly (Siehe Prospect No. 2.) — am Flusse Kavery auf einem Felsen — ist, wegen seiner Lage gegen die Gränze des Königreichs Mysore (Meisohr), eine der bedeutendsten Festungen des Karnatiks. Vellore (Siehe Prospect No. 3.) ist nicht minder, wegen der drey kleinen Forts, die wie ein Dreyzack auf drey steilen Felsen vor dem Orte liegen und solchen dominiren, berühmt. Die Festungswerke sind von Granitsteinen erbauet, und der Graben ist mit

*) Seit dem Jahre 1792 erhielten die Engländer durch den Frieden mit Tippoo-Saib von selbigem die Länder Baramahal, Coimbatore und Dindigull.

**) Letztere erhielten die Engländer im Jahre 1789 von dem Nizam (Nisam), einem indischen Fürsten.

Alligators, einer Art Krokodillen, angefüllt, die in Kriegeszeiten mit zur Vertheidigung dienen. Vellore liegt in einer reitzenden Gegend; der größte Theil des Weges von Arkot dahin geht in einer ununterbrochenen Allee von Banianbäumen. Granitfelsen, Waldungen, Dörfer und Reisfelder wechseln mit einander ab. In den Banianbäumen trifft man eine Menge Affen an, die den Reisenden durch ihr Mienenspiel und ihre lustigen Sprünge manche Unterhaltung gewähren.

Die Stadt Madura — in der Provinz gleiches Namens — ist eine der größten, und liegt zwischen dem Lande der Kollorys und Dindigull. Sie ist mit einer Mauer umgeben, die mehrere Bastionen und Thürme hat; der Graben ist mit Alligators angefüllt. Die Stadt enthält mehrere Pagoden, Moscheen und Paläste. Das Land ist sehr gebirgig, und zahlreich an wilden Thieren, vorzüglich Elephanten. Die Kollorys, Tondimänn und einige Polygars sind räuberische Völker. Die Lage ihres Landes, das felsig und mit Jungles — wilden Gesträuchen von Bambusrohr (Opuntia, Aloe) — und andern stachlichten Gewächsen besetzt und durchwachsen ist, schützt sie gegen jeden Ueberfall. Daher hat es oft schwer gehalten, den Tribut von ihnen zu bekommen. *) Unter den nördlichen Zirkars zeichnet sich die Stadt Maßulipatnam wegen ihrer schönen Mouselin- und Cattunfabrik, und wegen ihres Handels, auch Verfertigung des Schnupftobaks, besonders aus. **)

*) Im vergangenen Jahre hat es den Engländern viel Mühe und Blut gekostet, einige aufrühreriſche Polygars zu demüthigen.

**) Die Holländische Festung Paliakat, welche dreyßig englische Meilen Nordwärts Madras liegt, habe ich hier im Prospect No. 4. beygefügt.

Die Hauptflüsse sind der Godavery, Kistna, Kavery; mehrerer kleineren nicht zu gedenken. Sie sind alle fischreich, und deswegen merkwürdig, daß sie keine Katarakten haben. Sie entspringen aus der Gebirgskette, den Gauts, und fließen der östlichen Seeküste zu, wo sie sich in den Bengalischen Meerbusen ergießen. Im Sommer sind sie sehr klein, ja einige ganz ausgetrocknet, da sie hingegen während und gleich nach den Monsoon (Monsohn) — die Winter- oder Regenzeit — angeschwollen sind, und manche Gegend überschwemmen. Ueberdieß ist das Land von stehenden Seen, Bächen und großen Teichen durchschnitten, die zur Bewässerung der Früchte unumgänglich nöthig sind.

Da dieses Land unter dem achten bis zwanzigsten Grade nördlicher Breite — also dem Aequator ziemlich nahe liegt — so kann man sich von dem Grade der Hitze, der oft über neunzig Grad Fahrenheit beträgt, leicht eine Vorstellung machen; glücklicher Weise hat die Natur dafür gesorgt, daß sie durch kühle Winde, die vorzüglich von der See herwehen, erträglich gemacht wird. Der drückendste und schädlichste Wind ist der, welcher vom Lande, oder von Abend her wehet. Er kommt aus den Gauts, streicht über die von der Sonne erhitzten Sandwüsten und führt eine unerträgliche Hitze mit sich, welche Krankheiten und Gliederlähmungen im Gefolge hat.

In den Monaten May, Junius, Julius und August ist er am heftigsten; glücklicher Weise wechselt er oft mit dem wohlthätigen Seewinde ab, wiewohl er auch nicht selten mehrere Tage ohne Abwechselung anhält. Die Fenster und Thüren, welche gegen Westen zu liegen, werden dann geschlossen, oder mit Mar-

quisen verhängt, die mit Wasser besprengt werden und einige Kühlung gewähren.

Sommer und Winter wechseln hier wie in Europa. Die Monsoon nimmt im Monate October ihren Anfang, und dauert bis zu Ende des Decembers. Sie erstreckt sich bis an die Gauts, welche die Scheidewand zwischen der Küste Malabar und Koromandel ausmachen. Gewöhnlich fängt diese Jahreszeit mit einem östlichen Sturmwinde an, welchem zu entgehen alle Schiffe die Rheden an der Küste von Koromandel verlassen, und nach der von Malabar segeln. Auffallend ist es, daß sich auf dieser ganzen ungeheuern Ausdehnung kein einziger Hafen findet, der diesen Namen verdiente. Die neu erhaltene Besitzung der Insel Ceylon ist daher den Engländern von außerordentlichem Nutzen, indem die Schiffe während der Monsoon dort ruhig vor Anker liegen können.

Häufige Regenschauer mit Sturmwinden und Gewittern wechseln in der Monsoonzeit mit einander ab, und die Luft ist sehr kühl, weil die Sonne nicht durch die dicken Regenwolken dringen kann. Die Monsoon ist ein wohlthätiges Naturereigniß, weil ohne sie die Tanks — Teiche und Wasserbehälter — ohne Wasser seyn würden, welches doch zur Befeuchtung des Erdreichs unumgänglich nothwendig ist.

Die Erzeugnisse, welche die Wohlhabenheit dieses Landes ausmachen, sind Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Kokus und Weinpalme, Reis, Hirse, Gram — Bohnen — Salpeter, Salz, alle Arten von Gewürz, Gold, Silber, Bley, Kupfer, Edelsteine, Perlen, *) Marmor, Porphyr, Granit und Onyx.

*) Die Perlen werden bey Tutokorin, am Kap Komorin, gefunden.

Die See wirft den wohlriechenden Ambra aus; aus Reis wird Brantwein und Arrack gemacht. In Golkonda soll es 23 Diamanten-Gruben geben, wobey 60,000 Menschen beschäftigt sind. Auch finden sich dort die schönsten Farbenerden, welche nicht allein ausgefahren, sondern auch zum Färben der Mousseline und anderer Cattun-Tücher verbraucht werden.

Dritter Brief.

Arkot den 6ten Juny 1786.

Ein Land, das seit Jahrhunderten der Tummelplatz des Krieges gewesen, und der Eroberungssucht benachbarter Völker und haabsüchtiger Europäer ausgesetzt gewesen ist, und sich dennoch durch Fleiß, Indüstrie, Wohlhabenheit und moralisch gute Sitten vor vielen andern auszeichnet, verdient mit Recht die Aufmerksamkeit der Welt.

Dieses Land ist Ostindien, welches von seinen Nachbaren den Mongolen, Arabern und Persern sowohl, als von den mehresten Nationen Europas erobert und heimgesucht worden ist. Die ersteren haben sich seit dem vierzehnten Jahrhundert, und besonders seit dem Einfall des bekannten Heerführers Tamerlan, über ganz Ostindien verbreitet, und zum Theil die Herrschaft über das eigentliche Eigenthum der Hindus an sich gerissen. Sie sind hier unter den Namen Moormänner bekannt,

wofür wir aber in Zukunft lieber das Wort Mogolen gebrauchen wollen, und bekennen sich zur Mohammedanischen Religion. Späterhin setzten sich die Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen in diesem Lande fest; jetzt aber haben die Engländer sich hier ein solches Uebergewicht sowohl in politischer als mercantilischer Hinsicht zu erwerben gewußt, daß seit diesem Jahrhundert ein Staat nach dem andern unter ihre Bothmäßigkeit gefallen ist. Die übrigen europäischen Völker besitzen nur wenig Land, und haben hier und da nur bloße Handelsfactoreyen.

Der Hindu, oder rechtmäßige Bewohner dieses Landes, zu weichlich, als Krieger das Joch fremder Nationen abzuschütteln, ist schon zufrieden, wenn er von den Erzeugnissen seines Landes und seines Fleißes sich nähren, und in seiner Religion und seinen alten Sitten und Gebräuchen, so wie seit Jahrhunderten seine Vorfahren gethan haben, ungestört fortleben kann. Willig zahlt er den Tribut, den fremde Beherrscher ihm auflegen.

Wenn eine solche Nation, so sehr an Religion, Sitten, Gebräuche und Moden seiner Vorfahren gekettet, sich von dem Lichte der aufgeklärten Zeiten eher zu entfernen als sich ihm zu nähern scheint, und die gebildeten und aufgeklärtesten unter ihnen noch immer mit Enthusiasmus an der Abgeschmacktheit ihres Aberglaubens hängen: so muß man über den moralisch guten Character erstaunen, der sich bey diesem Volke findet, und dem man seinen Beyfall nicht versagen kann. Die Ungereimtheit, das Lächerliche und Abgeschmackte ihrer Religionsbegriffe und ihres Aberglaubens abgerechnet, findet sich in ihren Religionsgesetzen viel gutes, wodurch bürgerliche Ordnung und

Moralität aufrecht erhalten wird, und weshalb man unter ihnen so wenige Verbrecher antrifft.

Die beyden Hauptnationen der Präsidentschaft Madras sind die Hindus oder Gentus, die sich wiederum in verschiedene Kasten und Abarten theilen lassen, und dann die Mogolen. Außer den Engländern wohnen daselbst noch Armenier (Siehe No. 1.) und Portugiesen, — die ersten europäischen Besitzer dieses Landes, die sich zum Theil seitdem mit den Indiern vermischt haben — und Juden.

Unter den Hindus giebt es vier Hauptkasten, die wieder in die von der rechten und linken Hand, deren jede abermals aus mehrern Klassen besteht, getheilt sind.

Die erste Kaste enthält die Braminen, welche wieder in drey Klassen zerfallen. Die Braminen vom ersten Range sind Astrologen und Auguren; sie verrichten die Religionsgebräuche bey den Begräbnissen, führen die Unterhandlungen der Aeltern, welche ihre Kinder mit einander verloben wollen, müssen die Vedams — von Brama verordnete Gebete — beten. Die vier Vedams enthalten Gesetze, Gebote und Vorschriften der Hinduschen Religion. Das Ganze ist ein Werk ungefähr wie der Koran bey den Mohammedanern. Diese Braminen vom ersten Range gehören zu dem Dienste des Götzen Schiwen, und ihr Abzeichen besteht darin, daß sie sich mit drey Fingern den Leib, die Arme, Schultern und Stirn mit Kuhmistasche bestreichen, und außerdem einen gelben Strich von Safran vor dem Kopfe tragen.

Die Braminen vom zweyten Range versehen den Dienst an den Festtagen des Schiwen, schmücken die Götzen und den

Lingam mit Blumen, besorgen das Opfern und geben in der Religion Unterricht. Die vom dritten Range versehen den Götzendienst des Wischenu, und sind im ganzen das, was die erste Klasse beym Schiwen ist. Sie tragen vor der Stirn zwey weisse Streifen, und in deren Mitte einen gelben oder rothen. Die weissen Streifen bedeuten den Gott Wischenu, und der gelbe oder rothe, sein Weib Latschimy.

Diese Priester tragen keinen Turban; die vom dritten Range zuweilen eine lange rothe Mütze; sie scheeren ihr Haupt- und Barthaar, von welchem ersteren sie jedoch einen kleinen Schopf auf dem Wirbel des Kopfes stehen lassen, welchen sie in einen Knoten schürzen.

Ueber die linke Schulter tragen sie eine Schnur von sieben Faden, an deren Ende, welches bis auf die rechte Hüfte herabhängt, eine silberne Kapsel befestigt ist, worin ein Lingam sich befindet. Um ihre Hüften schürzen sie ein gelbliches Tuch, das nicht völlig bis an die Knöchel herunter hängt. Die Schnur erhalten die jungen Braminen zwischen dem siebenten und neunten Jahre, in welcher Zeit sie die Göttergeschichte und die Vedams lernen; im zwölften Jahre werden sie zu dem Priesteramte eingeweiht; auch können sie Weiber nehmen. Die Braminen essen kein Fleisch, weil sie die Seelenwanderung glauben. Ihren Unterhalt erhalten sie von Opfern, Geschenken und Allmosen; bey dem Verbrennen einer Leiche bekommen sie von den Anverwandten die sogenannten zehn Geschenke. Diese bestehen oft in einer Kuh, einem Stücke Land, einem Garten, in Zeug, Reis und andern Sachen. Bey ihrer starken Vermehrung können sie nicht alle Priester werden: daher wählen

die Layen einen andern Stand, der mit der Würde ihrer Kaste vereinbar ist; einige werden Kaufleute, andere treiben Wechselgeschäfte; manche erlernen die englische Sprache, und dienen als Dûbaschy — Hausbofmeister — welchen Namen aber auch der erste Bediente eines Herrn führt. Sie tragen dann einen Turban, und ein langes Kleid, doch kann man sie immer an den Zeichen vor der Stirn erkennen. Die Priester-Braminen sind unverletzbar; wer eine Hand an sie legt, wird schwer gestraft; kein Bramin kann wegen eines Verbrechens hingerichtet werden; die höchste Strafe, die ihm angethan wird, besteht darin, daß man ihm die Augen aussticht, oder ihn aus der Kaste stößt.

Niemand kann in die Kaste der Braminen aufgenommen werden. Eine Ausnahme von der Regel machte der Rajah von *) Travancore, wofür er, wie man sagt, genöthigt war, eine Kuh von Gold machen zu lassen, durch welche er durchkriechen mußte. Ich vermuthe aber daß die goldene Kuh weiter nichts bedeutet, als eine ansehnliche Summe Geldes, mit welcher er sich die Aufnahme in diese Kaste von den Braminen erkaufte.

Man trifft unter dieser Kaste, so wie unter den vornehmen und begüterten Indiern überhaupt manche gebildete und vernünftige Männer an, die demungeachtet von der Unwürdigkeit ihrer fabelhaften Religionsbegriffe nicht zurück zu bringen sind.

*) Dieser Fürst stammt aus der Kaste der Rajahputs, und beherrscht ein sehr fruchtbares Land an der Südseite des Karnatik. Um seinetwillen fingen die Engländer, seine Bundesgenossen, den Krieg mit Tippoo-Saib an, den sie 1790 so vortheilhaft beendigten.

Daher vermeiden sie gern jedes Gespräch über diesen Gegenstand. Hierin liegt auch die Ursache, warum man unter den Proselyten, welche die dortige Mißion macht, selten einen aus dieser Klasse findet. Die wenigen, die den christlichen Glauben annehmen, sind gewöhnlich Menschen, die in großer Armuth leben, oder um irgend eines Verbrechens willen aus ihrer Kaste gestoßen worden sind. Diese wenden sich dann an die Mißionärs, um zu irgend einem Geschäfte gebraucht zu werden, das sie vor Mangel schützt. Die Katholiken haben jedoch stärkern Zulauf als die Protestanten, und ich vermuthe, daß die Ursache davon in den äußerlichen Ceremonien des Gottesdienstes liegt, den die katholischen Priester ganz nach dem Geschmacke der Indier einzurichten wissen. Bey den heiligen Processionen der Katholiken werden die Mutter Gottes und andere Heilige wie indische Götzen auf Tragsesseln umher geführt, und Feuerwerke dabey abgebrannt. Kurz, es fehlt dabey nichts, als die Tanzmädchen der Indier.

Zweyte Kaste, Tschutri Nairen, oder Rajahputs. Sie bekennen sich zur Secte des Schiwen und Wischenu, ihr Haupthaar wird nie geschoren, auch tragen sie einen Zwickelbart, und dürfen Fleischspeisen, Rindfleisch ausgenommen, genießen.

Aus ihrer Kaste werden die Fürsten, Regenten, auch Soldaten genommen, und sie ist daher, nächst den Braminen, die vornehmste.

Die dritte Kaste, Wassiers, Banianen, Comitis und Chatty. Diese sind Kauf- und Handelsleute, und theilen sich wiederum in mehrere Kasten von der rechten und linken Hand. Sie dürfen Fleisch essen.

Die vierte Kaste, die Shuters, ist die zahlreichste, und theilt sich ebenfalls in mehrere Zweige von der rechten und linken Hand.

Ackerleute, Handwerker, Wechsler, Aerzte, Wäscher, Bediente, Bettel-Mönche, Pandarums und die Tanzmädchen gehören zu dieser Kaste; auch die Eideyer oder Hirten, welche auch Handel aber kein Handwerk treiben dürfen, gehören hierher.

Die geringsten aller Kasten, die Pariars, dürfen sich in keiner Stadt, in keinem Dorfe mit anderen Kasten zusammen aufhalten, sondern müssen abgesondert vor der Stadt oder dem Dorfe in niedern Hütten wohnen, welcher Aufenthalt Paretschary genannt wird.

Sie haben keinen Zutritt in die Pagoden, und können nach Gefallen sich ein selbstbeliebiges Religions-System wählen, doch bezeigen sie allen Götzen der vier erwähnten Kasten Ehrfurcht und Anbetung, folgen auch allen Gebräuchen derselben, und essen alles Fleisch, doch selten nur Rindfleisch.

Sie dürfen nie in das Haus eines Mannes von einer höhern Kaste gehen, sondern müssen ihn, wenn sie Aufträge an selbigen haben, heraus rufen lassen, und sich mit aller Unterthänigkeit gegen ihn betragen. Ob gleich diese Kaste so sehr verachtet ist, so ist sie doch gewiß eine der nützlichsten. Diese Leute dienen als Bediente, Pferde-Wärter, Köche, Palankin-Träger; auch werden sie zum Fischen und als Ackerknechte gebraucht. Die allergeringsten dieser Kaste sind die Schäcklor, (Schuster und Gerber) die Koßevor, (Töpfer) Mutschis, (Mahler) und Todtys, die zum Reinigen unreiner Sachen gebraucht werden.

Daher vermeiden sie gern jedes Gespräch über diesen Gegenstand. Hierin liegt auch die Ursache, warum man unter den Proselyten, welche die dortige Mißion macht, selten einen aus dieser Klasse findet. Die wenigen, die den christlichen Glauben annehmen, sind gewöhnlich Menschen, die in großer Armuth leben, oder um irgend eines Verbrechens willen aus ihrer Kaste gestoßen worden sind. Diese wenden sich dann an die Mißionärs, um zu irgend einem Geschäfte gebraucht zu werden, das sie vor Mangel schützt. Die Katholiken haben jedoch stärkern Zulauf als die Protestanten, und ich vermuthe, daß die Ursache davon in den äußerlichen Ceremonien des Gottesdienstes liegt, den die katholischen Priester ganz nach dem Geschmacke der Indier einzurichten wissen. Bey den heiligen Processionen der Katholiken werden die Mutter Gottes und andere Heilige wie indische Götzen auf Tragsesseln umher geführt, und Feuerwerke dabey abgebrannt. Kurz, es fehlt dabey nichts, als die Tanzmädchen der Indier.

Zweyte Kaste, Tschutri Nairen, oder Rajahputs. Sie bekennen sich zur Secte des Schiwen und Wischenu, ihr Haupthaar wird nie geschoren, auch tragen sie einen Zwickelbart, und dürfen Fleischspeisen, Rindfleisch ausgenommen, genießen.

Aus ihrer Kaste werden die Fürsten, Regenten, auch Soldaten genommen, und sie ist daher, nächst den Braminen, die vornehmste.

Die dritte Kaste, Wassiers, Banianen, Comitis und Chatty. Diese sind Kauf- und Handelsleute, und theilen sich wiederum in mehrere Kasten von der rechten und linken Hand. Sie dürfen Fleisch essen.

Die vierte Kaste, die Shuters, ist die zahlreichste, und theilt sich ebenfalls in mehrere Zweige von der rechten und linken Hand.

Ackerleute, Handwerker, Wechsler, Aerzte, Wäscher, Bediente, Bettel-Mönche, Pandarums und die Tanzmädchen gehören zu dieser Kaste; auch die Eideyer oder Hirten, welche auch Handel aber kein Handwerk treiben dürfen, gehören hierher.

Die geringsten aller Kasten, die Pariars, dürfen sich in keiner Stadt, in keinem Dorfe mit anderen Kasten zusammen aufhalten, sondern müssen abgesondert vor der Stadt oder dem Dorfe in niedern Hütten wohnen, welcher Aufenthalt Paretschary genannt wird.

Sie haben keinen Zutritt in die Pagoden, und können nach Gefallen sich ein selbstbeliebiges Religions-System wählen, doch bezeigen sie allen Götzen der vier erwähnten Kasten Ehrfurcht und Anbetung, folgen auch allen Gebräuchen derselben, und essen alles Fleisch, doch selten nur Rindfleisch.

Sie dürfen nie in das Haus eines Mannes von einer höhern Kaste gehen, sondern müssen ihn, wenn sie Aufträge an selbigen haben, heraus rufen lassen, und sich mit aller Unterthänigkeit gegen ihn betragen. Ob gleich diese Kaste so sehr verachtet ist, so ist sie doch gewiß eine der nützlichsten. Diese Leute dienen als Bediente, Pferde-Wärter, Köche, Palankin-Träger; auch werden sie zum Fischen und als Ackerknechte gebraucht. Die allergeringsten dieser Kaste sind die Schäcklor, (Schuster und Gerber) die Koßevor, (Töpfer) Mutschis, (Mahler) und Todtys, die zum Reinigen unreiner Sachen gebraucht werden.

Die Schuster werden von den Europäern auch als Henker gebraucht.

Die Entstehung dieser letzteren Kasten, als der Pariars ꝛc. rühret daher, daß ihre Mitglieder wegen irgend eines Vergehens aus den vier Hauptkasten gestoßen worden sind.

Auch wir Europäer werden von den Indiern für unrein gehalten, weil wir alles Fleisch essen, die Trinkgefäße an die Lippen setzen, (welches der Indier nie thut, denn er hält das Gefäß vor den Mund, ohne die Lippen daran zu bringen, und gießt es so hinunter) uns mit den Fingern den Mund wischen, die Speisen oft mit der linken Hand zum Munde führen, in Häusern und Tempeln ausspucken ꝛc.

Jede Kaste bleibt für sich und heirathet nie in eine andere; der Sohn muß das Gewerbe seines Vaters annehmen, er mag Geschicklichkeit und Lust dazu haben, oder nicht. Einem jeden ist also, nach seiner Geburt, sein Wirkungskreis vorgeschrieben, worin er sein künftiges Glück suchen muß. Auch bleiben die Trachten sich immer gleich; jede Kaste zeichnet sich durch ihre Kleidung, vorzüglich durch die Turbane, aus; keine Veränderung der Mode findet Statt. So ist es seit Jahrhunderten gewesen, und so wird es wahrscheinlich noch lange fortdauern.

Die Maratten, eine Nation, die jenseit der Gauts wohnt, stammen ursprünglich aus der Kaste der Rajahputs ab; sie essen Fleisch, ausgenommen Rindfleisch, und tragen langes Haar; sie nehmen auch andere in ihre Kaste auf, und sind mehrentheils alle Krieger.

Die älteste Sprache der Hindus ist die Schriftsprache, welche

unter dem Namen Sanskrit, — Samskrit, — oder Samskrdam bekannt ist. Die Vedams, Religionsgeschichten, Gedichte und Gesänge zum Lobe ihrer Götter sind darin geschrieben. Sie soll vollkommner als die griechische seyn, und wegen ihrer Mannigfaltigkeit und Harmonie ganz vorzüglich für die Dichtkunst geeignet.

Die andern Sprachen der Hindoos sind — die Telinga- oder Badaga-Sprache, welche 53 Buchstaben hat, und vorzüglich auf der West- und Nordseite der Halbinsel gesprochen wird. — Die Tamulische oder Malabar-Sprache hält 52 Buchstaben, und wird vorzüglich auf der Südseite der Halbinsel gesprochen.

Die Sprache der Mogolen ist ein Gemisch von der Arabischen, Mongolischen und Persischen. An den Höfen der Mohammedanischen Fürsten ist die Persische gebräuchlich; auch werden alle diplomatischen Verhandlungen der Europäer mit den Indischen Fürsten in dieser Sprache geführt.

Die auf der Halbinsel ansäßigen Portugiesen, welche sich mit den Indiern vermischt haben, und wovon einige beynahe ganz schwarz sind, sprechen ein Gemisch von Portugiesischem und Tamulischem.

Die Hindoos sprechen besonders das Tamulische so geschwind, daß man Mühe hat sie zu verstehn, auch wenn man die Sprache kennt. Die englischen Officiers, welche bey den Sepoy-Corps angestellt sind, erhalten von der ostindischen Compagnie monatlich ein Gewisses, um sich in den Landessprachen unterrichten zu lassen.

C. B.

Vierter Brief.

Arkot den 10ten May 1786.

Ich habe mich seit einiger Zeit bemüht, die Tamulische Sprache zu erlernen, dadurch ist es mir gelungen, einige Auskunft über die Religion der Hindoos von einigen Braminen zu erhalten. Eine ausführliche und folgenreiche Beschreibung der Hindooschen Mythologie kann ich Ihnen freylich nicht liefern, denn diese enthält ein weites Feld verworrener Fabelgeschichten, deren Grund man ohne hinlängliche Kenntnisse hiesiger Sprachen nicht erreichen würde. Möge Folgendes hinreichen, Ihnen einen kleinen Begriff ihrer Götterlehre zu geben.

Die Religions-Philosophie der Braminen besteht in den Hauptgrundsätzen, — „daß die ganze Schöpfung vom Geiste Gottes belebt ist; daß die Seelen der Menschen sowohl wie der „Thiere und aller lebendigen Wesen Ausfluß der Gottheit sind, „und dahin wieder zurück kehren. Daher der Glaube an eine „Seelenwanderung, nach dem die Seelen so lange von einem „Körper zum andern wandeln müssen, bis sie völlig gereiniget „und geläutert, und auf diese Art würdig sind, sich wieder „mit demjenigen zu vereinigen, von dem sie ursprünglich ausgingen.“

Sammy oder Schwammy bedeutet jeden Götzen, der eine Eigenschaft des göttlichen Wesens bezeichnet; und man kann

die Mythologie der Hindus so ziemlich mit jener der alten Griechen und Römer vergleichen. Außer den drey Hauptgöttern, Brama, Wischeuu und Schiwen haben jene, so wie diese, Götter und Göttinnen der Belohnung und Bestrafung des menschlichen Thun und Handelns, der Gesundheit, des Handels, der Ehre, des Ackerbaues ꝛc. Auch haben sie Haus- und Schutzgötter, Genien, böse und gute Geister, denen gewisse Tage im Jahre gewidmet sind, an welchen ihnen eine besondere Verehrung, als Opfer, Libationen, Processionen, und die damit verbundene Anbetung gezollt wird.

Der Hauptgötze Brama wird als Schöpfer des Weltalls verehrt, und soll Verfasser der vier Vedams seyn, die die Braminen in den Tempeln beten müssen. Von ihm stammen die Priester (Braminen) her; er wird als Zwitter vorgestellt; doch hat man ihn ein Weib, Sarasvady, gegeben. Wischeuu soll bey der Sündfluth, als das personificirte Element des Wassers, Meister der Erde geworden seyn, und so viel als die Fruchtbarkeit andeuten; auch ist er der Erhalter des Weltalls. Seine vier Hände bezeichnen die Eigenschaften, als Macht, Gerechtigkeit, Freygebigkeit und Weisheit. Er soll in verschiedenen Gestalten die Erde heimgesucht haben. Seine Gemahlin, Latschimy, hat ihn bey allen Verwandlungen begleitet, und thront mit ihm im Tempel. Als personificirte Mutter der Natur ist sie zugleich Göttin der Fruchtbarkeit und Schönheit. Sie wird sitzend, in beyden Händen Lotos-Blüthe haltend, vor der Stirn den Lingam, und mit bloßen Brüsten vorgestellt.

Schiwen ist der Gott der Zerstörung, und wird mit

drey Augen vorgestellt, mit deren mittlerem auf der Stirn er alles durchschauen soll. Parawady, seine Gemahlin, theilt alle Verrichtungen ihres Gatten; sie wird als rächende Göttin mit vielen Armen, die mit Schwertern und Spießen bewaffnet sind, in einer furchtbaren Stellung abgebildet. Ihr Fest ist sehr glänzend, und man opfert ihr Stiere und Hähne.

Die Fabel des Lingam ist folgende: Schiwen, die erste Progression der männlichen Urkraft, oder des Feuers, hat sich mit seinem Bruder Wischenu, das ist, der weiblichen Progression der Urkraft, des Wassers, geschlechtsmäßig verbunden, woraus der Lingam entstanden. Die Allegorie dieses Lingams wird auf eine schlüpferige Art vorgestellt, die in allen Tempeln zu sehen ist.

Diese drey Hauptgötter bedeuten also: Brama, die Erzeugung, Wischenu, die Erhaltung, und Schiwen, die Zerstörung. Die übrigen Götter beziehen sich auf die verschiedenen Eigenschaften, die duch sie personificirt sind, und diese sind unzählig. Zu den Naturwesen, welche verehrt werden, gehören die Elemente Feuer und Wasser (vorzüglich die Flüsse). Die Lotos-Blüthe ist das Symbol des Geheimnisses der Erzeugung, und die Mango-Frucht, der Fruchtbarkeit. Viele Thiere sind ihnen heilig; der Schwan trägt den Brama auf seinen Fittigen daher; der rothe Habicht den Wischenu; der Stier den Schiwen.

Sobald ein solches Thier sich sehen läßt, bleiben die Hindoos stehen, und beten an. Der rothe Habicht — Malabar-Habicht — (Man sehe Tab. IX. Fig. 25.) wird von einigen dazu bestellten Braminen mit rohem Fleisch gefüttert; derjenige,

welcher dieß Amt zu verrichten hat, geht auf einen dazu bestimmten Platz, den der Habicht sehr wohl kennt, und ruft ihn mit lauter Stimme; alsbald erscheinen mehrere über seinem Haupte, er wirft die Stücke Fleisch in die Luft, und der Habicht weiß sie sehr geschickt aufzufangen. Obgleich mehrere Adler und Geyer dort mit diesem umher fliegen, so wagt es doch kein anderer, als der Heilige, ein Stück dieser frommen Gabe anzurühren. Einer unserer Officiere schoß einst einen solchen Habicht aus der Luft, ohne zu wissen, daß dieser Vogel von den Hindoos vergöttert würde. Alsbald erschien eine Deputation seiner Anbeter, die sich den todten Vogel von dessen Mörder erbaten, der ihnen dann auch ausgeliefert, und mit allen Ceremonien verbrannt wurde.

So wie der Apis bey den Aegyptern, wird auch hier der Stier als Schiwen verehrt, und fast in allen Pagoden trifft man Abbildungen von diesem Thiere an; zu Tanjore befindet sich eine Kolossalische Figur eines Stiers, welcher aus einem Stücke Granitfels gehauen und über zwölf Schuh, ohne das Fußgestell, hoch ist. (Siehe Tab. I. Fig. 2.) Es wallfahrten viele unfruchtbare Weiber zu ihm, um von der großen Kraft, die er besitzen soll, sich fruchtbar machen zu lassen. Dem Lingam wird gleichfalls diese Wunderkraft beygemessen, so wie man auch die Kuh, als Symbol der Göttin Latschimy oder Bhavauy, nämlich der Fruchtbarkeit, verehrt. Wer eine Kuh tödtet, hat das Leben verwirkt. Zum Beweise dieser Verehrung mag folgende Anekdote dienen. Ein Soldat unseres Regiments, der eine Garküche hält, kaufte einst, unweit Madras, eine sehr fette Kuh, und brachte solche zum Schlachten nach Hause. Bald

darauf kamen einige Indier in großer Eile zu unserm Regiments-Chef, und beklagten sich, daß der Schlächter durch ein Mißverständniß des Verkäufers eine Kuh bekommen hätte, die schon seit mehrern Jahren von der Pagode, wozu sie gehörten, gefüttert und verehrt worden wäre; sie baten zugleich um die Auslieferung des heiligen Thieres, indem sie sich erboten, es für jeden Preis auszulösen. Zum Glück war die Gottheit noch nicht geschlachtet, und die Indier erhielten sie, auf Befehl des Obersten, zu ihrer größten Freude für den Einkaufspreis zurück, und eilten mit der glücklich geretteten Göttin nach dem Tempel.

Die Schlange ist bey ihnen das Symbol des Todes, und überhaupt verehren sie mehrere Thiere, denen eine gewisse Eigenschaft vorzugsweise beygelegt wird. Auch die Planeten und Gestirne werden von ihnen verehrt; und den Planeten, deren sie Neune annehmen, wird ein Fest gewidmet, bey welchem auf einem freyen Platze auf dem Felde, den die Braminen dazu wählen, ein Widder geopfert wird. Von dem Opferfeuer wird etwas aufbewahrt und unterhalten, womit man die Holzstöße anzündet, auf welchen die Todten verbrannt werden.

Die Hindoos glauben an eine Prädestination; daher ertragen sie mit stoischer Geduld die Unfälle, die ihnen begegnen, und trösten sich mit dem Gedanken, daß alles in ihrer Götter Hand steht, die die Handlungen der Menschen lenken. Der Glaube an eine Seelenwanderung schreckt sie von animalischer Nahrung ab. Durch die Wanderung der Seele bestehen die verschiedenen Stufen der Belohnung und Bestrafung; ewige Strafen nehmen sie nicht an, weil die Seele bey ihrer letzten

Verwandlung als völlig von allem Bösen gereiniget, gleich einem Lichtstrahle, zum höchsten Wesen entschwindet.

Reinigungen, Gebete, Fasten, Wallfahrten, Allmosen und milde Stiftungen sind die Mittel, wodurch die Hindoos ihre Vergehungen abbüßen. Wallfahrten geschehen auch in Folge von Gelübden. Oft sieht man auf den Heerstraßen ganze Familien und Karavanen, die nach einer berühmten Pagode ziehen, um ihren Dank zu beweisen, oder auch für irgend ein physisches oder moralisches Bedürfniß Rath und Hülfe zu erflehn. Vorzüglichen Zulauf dieser Art hat der Gott der Gesundheit, Gowinda, zu Tripety. Wird jemand krank, so thut er ein Gelübde, nach seiner Genesung den Gott Gowinda heimzusuchen und ihm für seine Genesung Opfer und Dank darzubringen. Diese Wallfahrter oder Pilgrimme rufen auf ihrem Wege dahin zum öftern den Namen dieses Gottes aus. Die Pagoden zu Konjeveram, Triwalur, Tritschinopoly und Tanjore, haben von allen Theilen Hindostans Zulauf.

Das unnatürlichste, was man unter den Gott gefälligen Opfern der Hindoos antrifft, sind die sogenannten Büßer, Saniaßy oder Sanaschis. Diese werden als Heilige verehrt, und gehören zu den Kasten der Braminen oder Schutris; die mehresten gehen nackt, essen wenig, und scheeren sich das Kopfhaar ab.

Sie haben den Glauben, daß sie durch eine Verstümmlung ihres Körpers, durch Enthaltsamkeit oder irgend eine harte Bußübung ihre Seele läutern und sich den Göttern gefällig machen.

Von folgenden Bußübungen dieser Art bin ich selbst Au-

genzeuge gewesen. Ich sahe einige Büßer, die einen, andre, die beide Arme aufrecht in die Höhe trugen, bis alles Blut daraus zurücktrat; die Arme vertrockneten, und sie blieben in dieser Lage. Einige Büßer ballen die Fäuste zusammen, bis ihnen die Nägel durch die Hände wachsen; andere stehen auf einem Fuße und sehen dabey in die Sonne, wovon sie gewöhnlich blind werden. Manche lassen sich ein eisernes Gitter, fünf bis sechs Schuh ins Gevierte, um den Hals schmieden, so daß sie beständig stehen müssen, und sich nie legen können. Einige schlafen auf einer Decke, mit Dornen durchwirkt, die sie immer bey sich tragen. Andere lassen ihr Kopfhaar wachsen, ohne jemals einen Kamm oder eine Scheere daran zu legen. Man denke, wie sich das Ungeziefer, das sie ohnehin nicht tödten dürfen, anhäufen muß! Manche lassen sich in die Erde graben, den Kopf unterwärts, so daß man weiter nichts, als die Füße sieht, auf welchen sie die Allmosen empfangen. Wahrscheinlich ist der Kopf mit einer Luftröhre verbunden, durch die sie Athem schöpfen.

Eine andere Sekte dieser Art sind die Joghis oder Dakambary. Sie schlafen nie unter einem Dache, sind gewöhnlich tiefsinnig und unempfindlich, streifen in den Gebirgen umher, und dürfen zwar Weiber nehmen, aber nicht bey ihnen wohnen. Einige tragen einen eisernen Ring durch die Vorhaut ihrer Schaamtheile, woran bey manchen noch eine lange Kette hängt. Weiber küssen oft die Schaamtheile dieser Büßenden, welche indessen in tiefer Betrachtung und Unempfindlichkeit dastehn. Andere tragen einen Topf mit Feuer in der Hand, (Siehe Tab. I. Fig. 3.) und leiden die schmerzlichste

Pein; auch giebt es einige die niemals sprechen, auch nie etwas durch Zeichen fordern, denen aber von dem abergläubischen Volke alles zu ihrer Nahrung hinlänglich gereicht wird. Ich habe einen Büßenden gesehn, der mit dem Kopfe an einem Baum gelehnt, an der Erde lag, und von mehreren Menschen umgeben war, wovon einige ihn von Zeit zu Zeit anrührten. Er schien ganz betäubt zu seyn, und seine Begleiter sagten, daß er ein Gelübde gethan habe, nie zu schlafen, und daß er dieses bereits ein und zwanzig Jahr gehalten hätte; es müßten aber immer Menschen dabey seyn, um ihn am Einschlafen zu verhindern.

Wer sieht nicht sogleich ein, daß dieser Mensch zu der Klasse heiliger Erzbetrüger gehört!

Es giebt noch eine sonderbare Art Büßender, die sich an dem Feste der Göttin Bhagavady, einen eisernen Haken unter einem der Schulterblätter einhaken, sich an einer Wippe damit aufziehen lassen, und so eine geraume Zeit hängen, während sie ein Gewehr laden und abfeuern, oder mit einem Säbel in die Luft hauen. Zum Beschluß zerreißt ein solcher einen Blumenkranz, und wirft ihn unter die Zuschauer, die begierig nach den Blumen haschen, und sie als Amulete aufbewahren. (Siehe Tab. II. Fig. 4.) Während dieser Ceremonie dürfen sie kein Zeichen des Schmerzes äußern, welches ihnen sonst ohnfehlbar die Ausstoßung aus der Kaste zuwege bringen würde. Endlich giebt es eine noch fanatischere Art dieser Menschen, welche sich vor die Räder eines zur Procession herumgeführten Götzenwagens werfen, und sich von diesem zermalmen lassen.

Unter die Klasse von Menschen, welche ihre Glaubensgenossen sowohl durch Lebensmittel, als andere Allmosen in Kontribution setzen, gehören noch die Pandarums, Sänger, Fakire, Wahnsinnige, Wahrsagerinnen und andere Bettler.

Die Pandarum sind von der Secte des Schiwen; sie behängen sich mit allerhand Lumpen, vorzüglich mit gelben, und tragen große Turbans und Rosenkränze von großen Korallen, den Lingam am Halse, und Pfauenfedern in der Hand. (Siehe Tab. III. Fig. 5. 6.) Sie baden sich des Tages dreymal, bestreichen sich die Stirn mit Kuhmistasche, und betteln und singen Loblieder zu Ehren ihrer Götter. Einige führen eine kleine Trommel bey sich, an welcher zwey kleine bewegliche Kegel befestigt sind, die durch eine Bewegung der Hand an die Trommel schlagen. Damit geben sie den Takt zwischen jeder Stanze ihrer Lieder, und zeigen in den Bazars und bey den Einwohnern ihre Ankunft an. Es wäre keinem Indier zu rathen, diese Pandarums ohne Gabe zu entlassen, wenn er sich nicht ihren Schimpf- und Fluchwörtern aussetzen will. Die Bettelmönche, Satadewan genannt, sind aus der Kaste der Schuter, und singen und begleiten ihren Gesang mit einer Art Zither. Eine andere Secte Pandarum ziehen mit abgerichteten Stieren, die mit schönen Decken behangen, und deren Hörner mit metallenen Knöpfen und Ketten gezieret sind, umher, und singen zur Geschichte ihrer Götter passende Lieder, wozu die abgerichteten Stiere mit dem Kopfe nicken, als bestätigten sie die Aussage ihrer Führer. Die Thiere werden von dem abergläubischen Volke als Wunder angestaunt und verehrt, und die Führer reichlich bezahlt. (Siehe Tab. III. Fig. 7.)

Eine andere, jedoch bescheidenere Klasse dieser Pandarum sind Sänger, welche sich für Geld hören lassen. Sie wählen einen Bazar, oder andern viel besuchten Ort in den Städten und Dörfern, wo sie ihren Schauplatz aufschlagen; auf der Erde breiten sie einen Teppich aus, worauf die verschiedenen Götzen und deren Thaten abgebildet sind. Einer von ihnen zeigt der um sie her gelagerten Menge mit einem Staabe diejenigen Götzen oder ihre Thaten, die der andere in Stanzen besingt; ein dritter schlägt dazu zwischen jeder Stanze auf einem Tomtom, d. h. auf einer länglichten Trommel, und bestätigt dabey die Aussage des Sängers durch den Refrain: „ja! es ist wahr!" — Diese Gesänge dauren oft mehrere Stunden, ja manchmal die ganze Nacht hindurch.

Die Wahnsinnigen der Hindoos sowohl wie der Mohammedaner, werden als Begeisterte, ja oft als Heilige angesehn, und genießen daher der größten Schonung, die oft in Verehrung übergeht. In den Jahren 1784 und 1785 hielt sich, unweit Madras, ein sechzigjähriger wahnsinniger Mouselmann *) auf, den ich zum öftern am Strande des Meeres, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf, wo er allerhand wahnsinnige Gebärden machte, und dann in tiefe Träumerey zu verfallen schien. Als ich einige Jahre darauf nach Madras zurückkam, erfuhr ich, daß dieser Maniack als Fakir verehrt, und ihm ein prächtiger Palankin nebst einer zahlreichen Dienerschaft gehalten wurde. Er selbst war aufs prächtigste gekleidet, und in der nämlichen

*) Eigentlich werden sie Muselmen, Moslemien oder Moslim bey uns genannt: ich habe dieses Wort jedoch so geschrieben, wie man es dort selbst ausspricht.

Verfassung seines zerrütteten Verstandes, wie zuvor. Nach seinem Tode wird ihm gewiß ein prächtiges Mausoleum errichtet werden, wie es denn schon manche seines Gleichen erhalten haben.

Die Betteleyen der Mohammedanischen Fakire gehen bloß ihren Glaubensgenossen an. Sie geben sich auch mit Quacksalbereyen ab, und verkaufen Salben und Kräuter wider Krankheiten, auch Schlangensteine — pedra de cobra — wider den Biß der Schlangen, und anderer giftigen Thiere. Ein solcher Fakir ist auf Tab. IV. Fig. 8. abgebildet.

Die Wahrsager und Wahrsagerinnen finden bey den abergläubischen Hindoos noch immer Verdienst und Nahrung. Sie haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Zigeunern, ziehen im Lande umher, wohnen stets auf dem freyen Felde, und bereiten ihre Speisen, die sie oft aus den nah gelegenen Oertern zusammen stehlen, auf eine sonderbare Art zu. Sie geben sich auch mit Tatouwen ab.

Die katholischen Christen nehmen oft den Vornamen eines Heiligen an. Die Hindoos nennen sich nach den Namen ihrer Götzen oder Heiligen; z. B. die Männer Sammy, Rahma, Kistna, Vinkety rc.; die Weiber Latschimy, Yagata, Kistnama rc. Oft werden mehrere Namen als einer gegeben.

Die uralte Religion der Hindoos ist nie verändert worden; und eine Reform derselben läßt sich nicht bald vermuthen, weil die Braminen, die den ersten Schritt zu einer solchen Umwälzung ihres Religions-Systems selbst thun müßten, das ganze Vertrauen des Volkes besitzen, und sich hüten werden, selbst ihren Stolz zu beschränken, und ihre Vorrechte zu schmälern, welches die Folgen eines solchen Schrittes seyn würden.

Fünfter Brief.

Arkot den 12ten May 1786.

Ein Gebäude, das die Wohnung eines Götzen der Hindoos ist, auch eine ganze Anzahl solcher Tempel, die mit einer oder mehreren Mauern umgeben sind, werden eine Pagode genannt. Den Hauptgöttern Wischenu und Schiwen sind die größten erbaut, den geringeren aber kleinere Tempel.

Ein solcher Tempel ist ein geräumiges, hohes, von Granit oder andern Steinen aufgeführtes Gebäude, welches mehrere pyramidenförmige Thürme hat. Das Innere derselben habe ich nie gesehen, weil ein Ungeweihter es nicht betreten darf; es soll aus Hallen und mehreren Säulengängen bestehn.

Der Wohnsitz der Götter — das Allerheiligste — ist abgesondert, und darf nur von den Priester-Braminen allein betreten werden. Im Vorhofe sieht man schön gemauerte Wasserbehälter, die bey einigen auch außerhalb der Mauern angebracht sind, zum Waschen; kleine Portiko's oder Choultrys, unter welchen sich Götter von geringeren Graden befinden, Säulen mit Glocken und Abbildungen des Lingam, und einiger geheiligten Thiere rc. Die großen Wasserbehälter außerhalb der Mauern sind entweder von Granit, oder weißem Sandstein erbaut, zu welchen man an allen Seiten auf flachen Stufen hinabsteigt. Die Hindoos müssen sich hier, ehe sie zum Tempel

gehen, baden und reinigen, welches, nebst Gebeten, die sie dabey hersagen, einen Theil ihrer gottesdienstlichen Verrichtungen ausmacht.

Die berühmtesten Pagoden befinden sich in der Gegend von Tritschinopoly, zwischen den Flüssen Cavery und Coloroom, nämlich die Seringham- und Jumbakistna-Pagode. (Siehe den Prospect No. 2.) Erstere besteht aus mehreren viereckigten Einfassungen, deren Mauern 25 Fuß hoch, und 4 Fuß dick sind; jede Ringmauer ist 356 Fuß von der andern entfernt, und jede hat 4 große Thore oder Eingänge mit einem hohen pyramidenförmigen Thurme, die in der Mitte jeder Mauer angebracht, und gegen die 4 Himmelsgegenden gerichtet sind. Die äußere Mauer hat 4 englische Meilen im Umkreise. Das südliche Thor ist mit Säulen geziert, von welchen einige aus einem Stück Felsen gehauen sind, 33 Fuß Höhe enthalten, und 5 Fuß im Durchmesser haben.

Nächst diesen beiden Pagoden nenne ich die zu Chillambrun, bey Porto Novo an der Seeküste; Conjeveram, etwa 40 englische Meilen südwärts von Madras; Tanjore, im Königreiche gleiches Namens; Tripety, die wegen der vielen Wallfahrten, die dahin gemacht werden, besonders berühmt ist; Madura u. a., welche sämmtlich wegen ihrer Größe und Schönheit die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden verdienen. Eine ziemlich berühmte ist auch die zu Vira Melly, welche auf einem steilen Felsen liegt, und die der Prospect No. 5. darstellt.

Die pyramidalischen Thürme der Pagoden sind gewöhnlich von Backsteinen erbaut; sie sind mit allerhand Bildern, die zur Göttergeschichte gehören, oft mit schlüpferigen Figuren ver-

ziert, und gehen Etagenweise bis zur Krone, deren jede eine Oeffnung nach allen vier Seiten hat.

Die Braminen wohnen gewöhnlich in den Vorhöfen der großen Pagoden, wenigstens muß immer eine hinlängliche Anzahl von ihnen in den Tempeln gegenwärtig seyn, um den gewöhnlichen Dienst und die Opfer zu verrichten. Auch die Devadasis, oder Tanzmädchen, wohnen in den Pagoden, verrichten das Reinigen des Tempels, und unterhalten die zur Erleuchtung brennenden Lampen.

Zu den vorzüglichsten Verehrungen der Hindoos, an den Festtagen ihrer Götter, gehören die öffentlichen Processionen, die oft mehrere Tage hinter einander fortdauern und wovon man eine auf dem Prospect No. 9. sieht.

Nach vorhergegangenem Opfern, der Libation und andern ihrem Cultus eigenen Ceremonien, wird der zur Procession bestimmte Götze aus seinem Heiligthums-Sitze hervorgebracht und auf einem dazu eingerichteten und geschmückten Tragsessel (Siehe Tab. IV. Fig. 9.) in Procession durch die Straßen geführt, um dem herzuströmenden Volke, oder den Familien der Hindoos, deren Wohnung er passirt, seinen Segen mitzutheilen. Statt des Tragsessels nimmt man auch einen eigenen Wagen, der bey den Pagoden steht und bey besondern Festen mit Flaggen und andern Zierrathen ausgeschmückt und von Hindoos gezogen wird.

Die Eigenschaften, Wunderwerke und Thaten des Götzen werden von den Braminen, die ihn begleiten, mit lauter Stimme verkündigt. Ihm zu Ehren sind vor einigen Häusern der Hindoos, an den Enden der Straßen, und auf den Markt-

plätzen Ehrenpforten errichtet, unter welchen er bey seiner Wanderung einige Zeit verweilt.

Die Hauptgötter Wischenu, Schiwen u. a. sind gewöhnlich aus Gold, Silber oder anderm Metall gemacht, und mit reichen Steinen geschmückt. Die kolossalischen Götzen aber, so wie die geringern Gottheiten, welche man an den Heerstraßen, bey den Choultrys, vor den Pagoden und in kleinen Tempeln antrifft, sind aus Stein gehauen, oder auch aus Backsteinen und Lehm geformt.

Die Devadasis oder Tanzmädchen, auch unter dem Namen Bajaderen bekannt, eröffnen die Procession; sie ziehen paarweis mit ihrer eigenen Musik auf, dann folgen Schalmeyen, Cimbeln, Flöten, Sackpfeifen und Tomtoms, welche von den Barbiren, die eine besondere Kaste ausmachen, gespielt werden. Zunächst gehen einige Braminen, die das Opfern versehn, den Götzen mit Blumen schmücken, ihm mit einem Fliegenwedel die Insekten abwehren, oder einen Sonnenschirm überhalten. Dann folgt der Tragsessel mit dem Götzen selbst, von acht oder mehreren Männern getragen. Den Beschluß machen die Braminen, welche zu der Pagode gehören, aus welcher der Götze gekommen ist. Diese singen Hymnen, oder verkündigen seine Eigenschaften, indem sie solche in Versen in der Samscrit-Sprache absingen. An beiden Seiten des Zuges gehen Fackel-Träger, deren Fackeln aus Lumpen gemacht sind, und mit Oehl getränkt werden, die denn einen unangenehm riechenden Qualm verbreiten. Während dieses Umherziehens werden kleine Feuerwerke abgebrannt, die bey den Ehrenpforten angebracht sind. Gewöhnlich geschehen diese Processionen des

Nachts, und dauern manchmal bis nach Sonnenaufgang des andern Tages. Sobald irgendwo Halt gemacht wird, fangen die Devadasis zu tanzen an.

Die Tanzmädchen, gewöhnlich die jüngsten Töchter der Schutris, werden von ihrer frühen Jugend an in den Pagoden erzogen, und im Tanzen und Singen unterrichtet, bis sie geschickt genug sind, ihr Amt antreten zu können. Von den Einkünften der Pagode, wozu sie gehören, erhalten sie ihren Unterhalt, ihre Kleidung und ihren Schmuck; letztern müssen sie jedoch zurücklassen, wenn sie Alters halber, oder aus sonst einer Ursache ihr Amt aufgeben. Der Anputz eines Tanzmädchens, in Seide und Mouselin gekleidet, vom Kopf bis zu den Fußzehen mit Ringen und Schmuck aus Gold, Silber und Edelsteinen geziert, kann auf mehrere hundert Pagoden (eine Pagode ist eine kleine runde Goldmünze, etwa 2 Thlr. 16 Mgr. Conventionsgeld) geschätzt werden. Ihr Haar salben sie mit wohlriechendem Oehl, und tragen solches vorn gescheitelt, hinten in einer starken langen Flechte, an deren Ende, Quasten mit goldenen Knöpfchen befestiget sind. Den Scheitel schmückt eine goldene Platte, mit einem Edelstein in der Mitte; von der Stirn hängen feine goldene Ketten mit kleinen Perlen an dem gescheitelten Haar bis zu den Ohrläppchen hin. In der Nase hängt ein goldener Ring, oder ein goldnes Plättchen mit einem Edelsteine. Ihre Ohren, in welche unzählige Löcher gestochen sind, strotzen von Gold und Edelsteinen, die auf mancherley Art, wie Eitelkeit und Coquetterie vorschreiben, befestigt und angebracht sind. Den Hals zieren massive goldene Bänder und Ketten in mancherley Gestalt. Ein kurzes seidenes Wämschen,

mit sehr kurzen Aermeln, bedeckt ihren Busen und ihre Schultern; anstatt der Unterröcke tragen sie Pantalons von gestreiftem seidenen Zeuge. Ein langes Stück des feinsten Mouselins tragen sie über die rechte Schulter, welches sodann mehrere Male um die Hüften gewunden wird, und auf diese Art einen Rock formirt, um welchen sie entweder das Ende des Zeuges selbst befestigen, oder einen massiven Gürtel von Gold oder Silber tragen. Ihre Arme, Finger, Schenkel und Zehen sind mit vielen Ringen, Bändern, Quasten, Ketten, Schellen und anderen Zierathen von Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt.

Die kleinen silbernen Schellen und Ketten, welche um die Schenkel und Zehen befestigt sind, machen ein taktmäßiges Geräusch zu der Musik, indem die Mädchen tanzen, und bringen das Ganze in einen angenehmen Einklang.

Der Tanz dieser Mädchen besteht aus lauter Gestikulationen, die sie durch die Bewegung ihrer Hände, Füße und Augen, ja des ganzen Körpers zu machen wissen. Sie stehen, wie bey den englischen Contre-Tänzen, paarweis, das Gesicht gegen einander gekehrt. Die Musik, welche den Tanz begleitet, ist äußerst einförmig, und besteht bloß in Monotönen, die durch die Blasinstrumente hervorgebracht, und von kleinen Trommeln, Tambourinen und silbernen Cimbeln begleitet werden. Man kann leicht denken, wie eine solche einfache Musik das Ohr eines Europäers, der an bessere Harmonie gewöhnt ist, beleidiget. Zuweilen wird der Tanz mit Gesang und einer Art von Castagnetten begleitet. Die Castagnetten sind sechs bis acht Zoll lange runde hölzerne Stäbe, deren die Devadasis in jeder Hand einen haben, und taktmäßig damit gegen einander schlagen.

Sobald der Tanz beendigt ist, kehren sie sich sämmtlich gegen den Götzen, und halten die Hände flach vor die Stirne, als ein Zeichen ihrer Verehrung, worauf der Tanz zu Ende ist, und die Procession weiter geht. Die Bewegungen und Gestikulationen geschehen von allen Tänzerinnen zugleich; jede macht eine und dieselbe Bewegung, wie die andern, welches das Ansehn hat, als würden sie alle zugleich an einem Drathe gezogen.

Bey Hochzeiten, Verlobungen und anderen Feyerlichkeiten, werden die Devadasis zur Belustigung der Gäste und Zuschauer gebraucht, wo sie bey ihren Tänzen oft die üppigsten und wollüstigsten Stellungen und Bewegungen anzubringen wissen, zur großen Freude der Morgenländer, welche dafür reichlich bezahlen. Zwar nur zum Dienst der Götter bestimmt, sind die Devadasis demohngeachtet keine Vestalinnen, und gehören eigentlich unter die Klasse der Freudenmädchen, deren sich, wie man sagt, die frommen Braminen und reichen Indianer zu ihrem Vergnügen bedienen.

Eine andere Kaste derselben, die mit den Devadasis im Dienste der Götzen nicht zu verwechseln sind, treten zuweilen bey den Orgien und Gastmählern der Europäer auf, um die Gesellschaft mit ihren üppigen Tänzen zu unterhalten, und diese haben mehr Aehnlichkeit mit den Almen, die in Aegypten ein gleiches Handwerk trieben. Auch bey großen Gesandtschaften und anderen feyerlichen Aufzügen werden Tanzmädchen gebraucht.

Die Devadasis dürfen nie heirathen, und ich vermuthe aus der Ursache, weil, bey der Wahl einer Braut, die Hindoos vorzüglich auf eine unverletzte Jungfrauschaft sehen, woran sich bey den Devadasis wenigstens zweifeln läßt. Uebrigens wäre

es wohl einer besonderen Untersuchung werth, warum man, zu allen Zeiten und in allen Religionen, gewissen gottesdienstlichen Personen eine eheliche Verbindung versagt hat, wie z. B. bey den Römern den Vestalen, bey uns den Nonnen, in Ostindien den Tanzmädchen u. s. w.

Als Anhang zu diesem Abschnitte will ich den Aufzug des Vakils (Gesandten) des Tippoo-Saib, von dem ich selbst Augenzeuge gewesen bin, noch etwas näher beschreiben. Dieser Vakil war von seinem Herrn, im Jahre 1783, nach Madras geschickt worden, um mit dem damaligen Gouverneur der Präsidentschaft Madras, Lord Makartney, der sich späterhin durch seine Gesandtschafts-Reise nach China bekannt gemacht hat, den Frieden zu unterhandeln, welcher bald hierauf erfolgte.

Sein Einzug war äußerst prunkvoll. Ein Trupp *) auserlesener Reiterey, von Tippoo's schönsten Pferden, eröffnete den Zug; dann folgte ein Trupp Raketen-Träger; diesen ein großer Elephant mit einer Fahne; nun abwechselnd einige Trupps Infanterie und Cavallerie; jetzt einige dreyßig Tanzmädchen mit ihrer Musik; hierauf ein prächtiger Palankin mit dem Vakil, (einem Greis von einigen und sechzig Jahren) der von mehreren Palankins, in welchen sich die Secretairs und das Gefolge der Gesandtschaft befanden, begleitet wurde. Den Beschluß machten ebenmäßig Trupps von Reiterey, Fußvolk und einige Kameele.

Die bewaffneten Züge bildeten auf dem Parade-Platz im

*) Der Leser wird hier auf die Beschreibung des Militairs indischer Fürsten verwiesen.

Fort St. Georg ein Viereck, während die Wachen der Festung unter dem Gewehr standen. Die zur Gesandtschaft gehörenden Palankins wurden in dem Vorhof des Gouvernements-Hauses geführt, wo der erste Dragoman den Vakil empfing und in das öffentliche Audienz-Zimmer führte, in welchem der Gouverneur mit dem versammelten Conseil, in ihren Coustûme gekleidet, ihn erwarteten. Der Empfang geschahe nach morgenländischem Gebrauche, d. h. mit einer Art von Umarmung, ohne jedoch einander zu küssen.

Hierauf wurden die gegenseitigen Geschenke ausgewechselt, Betel *) und Serbet vorgesetzt, und Blumen gereicht, die man mit wohlriechendem Wasser besprengte. Jetzt hielt der Vakil eine auf morgenländische Art pomphaft abgefaßte Rede an den Gouverneur, die der Dragoman wörtlich verdolmetschte, und in welcher er unter vielen weitschweifigen Complimenten der englischen Regierung das Verlangen seines Herrn zum Frieden bekannt machte; worauf sodann die öffentliche Audienz beendigt und zur geheimen geschritten wurde.

*) Betel ist ein aromatisches Blatt, welches mit einer zerstoßenen Areka-Nuß, etwas Muscheln-Kalk und andern Gewürzen von den Indiern beiderley Geschlechts gekauet wird. — Serbet ist eine Art Limonade, die aus Zucker, Citronensaft, Wasser und etwas Gewürz besteht.

Sechster Brief.

Arkot den 15ten Sept. 1786.

Vor einiger Zeit hielten die hiesigen Mohammedaner eines ihrer Hauptfeste, das Fest des Hußan-Haßan, welches mit vielen Pomp und großer Feyerlichkeit begangen wurde. Die Religions-Gebräuche der Mohammedaner sind zwar bey uns genugsam bekannt; allein ihr Cultus in Asien ist so sehr verschieden, daß ich glaube, es wird Ihnen nicht ganz unangenehm seyn, wenn ich mich etwas dabey verweile, zumal da die Zeichnungen, welche ich Ihnen zugeschickt habe, manches enthalten, was einer näheren Auseinandersetzung bedarf.

Moscheen (Tempel) der Mouselmänner trifft man hier in verschiedener Gestalt und Größe an. Die hier auf der Zeichnung (S. den Prospect No. 1.) abgebildete Moschee ward dem Andenken des ehemaligen Nabobs von Arkot, Vater des jetzt regierenden, Anaverdy-Ali-Chan, zu Arkot erbauet. Das dabey stehende Mausoleum von blauem Granit enthält seine Gebeine.

Eine Moschee ist ein massives mit Muschelkalk überzogenes, nach Westen zu offenes Gebäude mit fünf, sieben bis neun Schwibbögen. An beiden Seiten derselben stehen zwey Minarets, oder schmale, spitze Thürme; in der Mitte der innern Wand befindet sich eine Blende, worein der Koran gelegt wird, und vor welcher der Iman (Priester) oder der den Gottesdienst verrichtende Fakir Gebete, oder Kapitel aus den Koran laut

herliest. Der Boden ist gewöhnlich mit einem schönen Teppich belegt, und in den gewölbten Schwibbögen hängen schöne Globlaternen.

Vor der Moschee befindet sich ein geräumiges Baßin mit Wasser, worin die Mohammedaner sich vor und nach dem Gottesdienste waschen. Keiner darf mit Pantoffeln (die gewöhnliche Tracht dieser Nation, statt der Schuhe) in die Moschee gehen, und die Hineingehenden lassen solche bey dem Baßin stehen, wenn sie den Tempel betreten wollen.

Will ein Europäer das Innere einer Moschee besehn, so muß er sich gefallen lassen, seine Schuhe auszuziehen. Bey den großen Mausoleen, welche dem Andenken Vornehmer, oder den Heiligen erbaut sind, befindet sich ein Iman (Siehe Tab. IV. Fig. 10.) oder Fakir, welcher Gebete und andere religiöse Ceremonien für die Verstorbenen verrichten muß. In der Mitte eines solchen Mausoleums steht ein großer Sarkophag, der die Reste des Verstorbenen enthält, und über welchem eine Lampe hängt, die immer brennend erhalten wird. Der Fußboden um den Sarkophag ist mit schönen Teppichen bedeckt; das Gesimse und die Wände sind mit schönen vergoldeten, oder versilberten Glaskugeln geziert. Gewöhnlich stehen bey den Moscheen solche Mausoleen von verschiedener Größe, weil der Todtenacker jedesmal sich bey einer Moschee befindet. Die geringen und armen Mouselmänner erhalten nach ihrer Beerdigung einen Erdhügel, auf die Art, wie die Christen, nur mit dem Unterschiede, daß jene oben platt sind. Nach der Beerdigung schmücken die Anverwandten des Verstorbenen die Grabhügel mit Blumen-Guirlanden und wohlriechenden Kräutern, wobey sie lange

Gebete verrichten: und dieses wiederholen sie jedes Jahr an den Sterbetagen. Die Priester wohnen nahe bey den Moscheen, um des Morgens vor Tagesanbruch zum Gebete rufen zu können, wobey sie auf die Thürme der Moschee, oder einen andern erhabenen Ort steigen. Auch machen sie ein fürchterliches Getöse mit einer großen Pauke und verschiedenen metallenen Becken, die sie gegen einander schlagen, um die Zeit zum Beten anzuzeigen.

Unter den Festen der indischen Mouselmänner ist das merkwürdigste und prachtvolleste das von Hußan-Haßan, zwey Brüdern, welche aus einem Fürstenhause stammten, und als Märtyrer ihrer Religion starben.

Von den neun Tagen, welche dieses Fest dauert, werden die ersten mit allerhand Gaukeleyen hingebracht, wobey die jungen Mohammedaner sich verkleiden, sich mit Bändern, Goldpapier rc. schmücken, und mit bloßen Schwertern umher tanzen. (Siehe Tab. IV. Fig. 11.) Der letzte Tag wird mit einer feyerlichen Procession beschlossen, und die Fahne Mahomeds auf einem Elephanten umher geführt. (Siehe Tab. V. Fig. 12.) Man genießt bey diesem Feste ein betäubendes Getränk, welches aus Bang (eine Art Opiat) gemacht wird, welches sie in eine Wuth versetzt, die oft zu thätlichen Auftritten Anlaß giebt. Bey der letzten Feyer des Hußan-Haßan-Festes war der ganze Bazar (Marktplatz) von der großen Moschee an bis zur Wohnung des Commandanten illuminirt, und hin und wieder traf man Buden an, in welchen Marionettenspiele oder Chinesische Schatten gezeigt wurden. An einigen Orten hatten sie Löcher in die Erde gegraben, worin sie ein Feuer unterhiel-

ten, um welches sie tanzten, und die Namen Hußan-Haßan, Mustapha Reiman rc. ausriefen. Die mohammedanischen Sepoys thun, so lange das Fest dauert, keinen Dienst, und es ist sehr gefährlich, wenn eben es zur Zeit, da die Truppen im Felde stehen, eintrifft, weil diese Glaubensgenossen sich alsdann allen Ausschweifungen überlassen.

Der jetzt regierende Nabob von Arkot ist ein Greis von einigen siebzig Jahren, heißt Wallajah Daulah, und ist mohammedanischer Religion. Bekanntlich ist er von der englischen Regierung so beschränkt worden, daß er wenig Einfluß mehr auf die Staatsangelegenheiten seines eigenen Landes hat. Er wohnt auf einem seiner Landsitze zu Chepaulk, einem Orte zwischen St. Thomae und Madras, ungefähr drey englische Meilen von letzterem, und unterhält von den wenigen Einkünften, die ihm übrig geblieben sind, einen mäßigen Hofstaat, und einige hundert Mann Truppen, die zur Bewachung seines Pallastes und seines sehr ansehnlichen Serails, so wie zur Leibwache dienen. *)

Leb recht wohl rc.

*) Er starb kurz nach unserer Abreise aus Indien im Jahre 1792. Sein Sohn, Omdit Olomeah, ein sehr gebildeter, und von allen, die ihn kannten, geschätzter Fürst, folgte ihm in der Regierung. Dieser schien sehr für das Interesse Englands eingenommen zu seyn, er wurde aber nichts desto weniger kurz vor seinem Tode eines unerlaubten Briefwechsels mit Tippoo-Saib beschuldigt; sein Sohn und Nachfolger aber der Regierung ganz entsetzt. — Zwar hat er über diese gewaltsame Maßregel vor dem Parlamente geklagt, bis jetzt aber ist noch nichts darüber entschieden worden.

Siebenter Brief.

Arkot den 6ten Januar 1787.

Beynahe wäre ich hier Augenzeuge eines gräßlichen Schauspiels gewesen, das nur durch ein ausdrückliches Verbot des Commandanten des Ortes verhindert wurde.

Vor ein paar Tagen gehe ich durch eine Straße, in welcher viele Hindoosche Kaufleute wohnen, und finde vor der Thüre eines Hauses eine Menge Menschen versammelt. Ich fragte nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Auflaufs, und hörte, daß die Frau des Hauses, deren Mann so eben verschieden war, sich mit dem todten Körper desselben verbrennen lassen wolle. Diese sehr junge und schöne Frau saß in der Hausthüre mit herunter hängenden Haaren — dem Zeichen der Trauer — und einem grünen Zweige in der einen Hand. Ihr Blick war starr und finster auf den Boden geheftet, sie schien ganz in sich vertieft zu seyn, und auf nichts zu achten, was um sie her vorging. Indem ich dieses Opfer des grausamen Vorurtheils und des religiösen Fanatismus voll Mitleiden betrachtete, kam der Bote, welcher von dem Commandanten des Orts die Einwilligung zu ihrem freywilligen Tode einholen sollte, mit der Nachricht zurück, daß auf keinem Fall ihr Ansuchen Gehör finden könne. Die Wittwe schien untröstbar zu seyn, und ersuchte den Cuttwall, welcher zu ihr gesandt worden

war, um sie von ihrem Vorhaben zurück zu bringen, nochmals, ihre dringende Bitte dem Commandanten vorzutragen.

Der Cuttwall versicherte sie, daß der Oberste seine einmal gegebenen Befehle nie zurück nähme, und berief sich auf mich, worauf die Wittwe sich gradezu an mich wandte, und in tamulischer Sprache bat, ihr Gesuch zu befördern. Da ich aber diesen Antrag ablehnte, und sie zu beruhigen suchte, erhielt ich von ihr eine sonderbare Antwort. Sie sagte, daß sie nun ein verworfenes und unglückliches Geschöpf in den Augen ihrer Verwandten und der Welt sey, und ihre besten Jahre in Kummer und Unmuth hinbringen müsse; daher habe sie sich den Tod gewünscht; sollte sich jedoch ein Europäer finden, der sie als Maitresse anzunehmen gesonnen sey, so wolle sie gern von ihrem Vorsatze abstehn, auch den Schimpf, aus ihrer Kaste gestoßen zu werden, nicht achten. Sie war aus der Kaste der Banianen, oder Kaufleute. — Von ihrem fernern Schicksale habe ich nach der Zeit nichts erfahren; so viel ist aber sicher, daß sie wegen ihrer zuletzt gethanen Aeußerung gewiß aus der Kaste gestoßen worden ist.

Ehemals war es hier unabweichliches Gesetz, daß die Weiber der Hindoos sich mit dem Körper ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen mußten. Als ich mich nach dem Ursprunge des Gesetzes erkundigte, erzählte man mir, daß vor vielen Jahrhunderten die Weiber öfters ihre Männer umbrachten, von denen sie grausam waren behandelt worden. Zwar standen auf einem solchen Morde die schrecklichsten Strafen, und doch konnte man das Uebel nicht ganz verhindern. Endlich sollen die Braminen verordnet haben, daß die Weiber

nach dem Tode ihrer Männer sich mit ihnen lebendig verbrennen sollten, welches denn die erwünschte Wirkung hatte, daß von der Zeit an die Weiber ihre Männer mit der äußersten Sorgfalt behandelt haben. Man hat sich bemüht dem Frauenzimmer von Jugend auf Gefühl für Treue etc. einzuflößen, und ihnen den freywilligen Tod als die schönste That, durch die sie sich ewig glücklich machen würden, geschildert. *)

Religiöse Schwärmerey und überspannte Begriffe von ehelicher Treue sind nicht allein die Triebfedern dieser widernatürlichen Handlung, sondern wohl auch der Gedanke, nach dem Tode des Mannes ein elendes verworfenes Geschöpf zu werden! — denn die Wittwen müssen sich die Haare abscheeren, ihren Schmuck ablegen und sich in ein grobes gewürfeltes Gewand **) kleiden; sie werden von niemanden geachtet, und müssen die geringsten Geschäfte in der Haushaltung versehen. So lange der Mann lebt, darf keine Frau Umgang mit einem andern haben, ja nicht einmal mit dem Vater, oder den Brüdern ihres Gatten.

*) Etwas ganz Zuverläßiges läßt sich wohl über diesen uralten Gebrauch nicht sagen, und er scheint ursprünglich nur unter den höhern Ständen allgemein gewesen zu seyn. Holwell erzählt, daß nach dem Tode des großen Brama seine sämmtlichen Frauen sich ihm zu opfern beschlossen; die Weiber der Rajahs und der ersten Staatsbedienten wollten gegen jene nicht zurückstehen und ahmten dieses Beyspiel nach. Die Braminen beförderten den Gebrauch auf alle Art, und so ward er nach und nach allgemeiner. — Hodges sah auch, in der Gegend von Benares, eine Kaufmannswittwe, die sich verbrennen ließ. Anm. des Herausg.

**) Gelb ist bey den Hindoos die Farbe der Trauer.

In allen Gegenden Indiens, wo mohammedanische Fürsten, oder Engländer, die sich übrigens sehr tolerant bey allen Religionsangelegenheiten der Indier benehmen, regieren, ist das lebendige Verbrennen der Weiber verboten, wenigstens darf es ohne Erlaubniß und Vorwissen der Regierung nicht geschehn. Eine Wittwe, die sich mit dem Körper ihres Mannes verbrennen will, muß ihr Vorhaben anzeigen. Die Art, wie es geschieht, und die Ceremonien dabey sind in Ostindien sehr verschieden; in und um Madras ist die Art folgende:

Die Wittwe folgt der Leiche mit losem Haar, weissem Gewand, von ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn begleitet, zum Scheiterhaufen. Sobald sie da angekommen ist, wird ihr Betel und ein Getränk von Opium gereicht, um sie zu betäuben. Wenn die Leiche auf den Scheiterhaufen gestellt ist, legt die Wittwe ihr Oberkleid und ihren Schmuck ab, welcher der Pagode oder den Braminen anheim fällt, und nimmt von ihren Verwandten und Freunden Abschied, welche ihr mit thränenden Augen Glück zur Himmelsfreude wünschen. Hierauf wird sie von dem Ober-Braminen eingesegnet und zum Opfer geweihet. Jetzt besteigt sie den Holzstoß, legt sich über ihren todten Gatten, den sie umfaßt, und wird auf diesem mit einem starken Querbalken fest gebunden. Die Braminen gießen aus ihren Gefäßen das mitgebrachte Oehl auf das Opfer; der nächste Anverwandte zündet hierauf den Holzstoß zuerst mit einer Fackel an, und so die übrigen Verwandten. Es erhebt sich eine dicke Wolke von Dampf, in welchem die Frau wahrscheinlich erstickt, während die Musik der fürchterlichen Hörner und Tomtoms, das Geheul der Klageweiber,

und die Gesänge der Braminen das Angstgeschrey der Sterbenden zu übertäuben suchen.

Sobald der Scheiterhaufen an allen Seiten brennt, und die Sterbende keinen Laut mehr von sich giebt, schweigt die Musik, der Gesang, und das Geheul, und eine Todtenstille erfolgt. Die Knochen, welche von den Flammen nicht verzehrt sind, werden sorgfältig gesammelt und in einen geheiligten Fluß geworfen. Auf die Stelle, wo die Asche zurückbleibt, wird Milch als Libation gegossen. Die Ceremonie hat dann ein Ende, und alles kehrt wieder heim.

Einige verbrennen sich mit dem Körper ihrer Männer in einer Höhle, die mit Holz und andern Brennmaterialien angefüllt ist. Sobald sich die Wittwe mit der Leiche vereinigt hat, wird die Höhle verstopft, und das Opfer wird desto eher durch den Rauch, wovon sie ersticken muß, erlöset. Andere werden in eine Grube gestürzt, über welche ein cattunes Tuch gezogen ist, worunter der Holzstoß mit der Leiche des Mannes sich befindet, und wo das Opfer alsbald das Ziel seiner Leiden findet.

Daß die jungen Wittwen nicht allemal aus Zuneigung gegen ihre Männer den freywilligen Tod wählen, beweist die Ihnen zu Anfang dieses Briefes erzählte Anekdote der jungen Kaufmannsfrau zu Arkot, die bloß durch die Furcht vor dem entehrenden Wittwenstande dazu bewogen schien; und da sie nach den Gesetzen sich nicht wieder verheirathen durfte, wollte sie doch lieber ihrer Kaste entsagen, und sich in die Arme eines Europäers werfen, als in dem traurigen Wittwenstande fortleben.

Das Verbrennen der Todten geschieht bey den Kasten der Hindoos auf mancherley Art. Die, welche die gewöhnlichste ist, und von welcher ich mehreremale Augenzeuge gewesen bin, will ich Ihnen zum Beschluß noch etwas näher beschreiben.

Sobald jemand gestorben ist, entsteht unter den Weibern ein entsetzliches Jammergeschrey und Heulen: auch miethen die Familien der Verstorbenen Klagweiber, die — für Geld weinen und wehklagen, und die Leiche mit ihrem Geschrey und Heulen zum Scheiterhaufen begleiten.

Die Leiche wird auf einen Tragsessel, der mit allerhand Tüchern behangen ist, aufrecht gesetzt, festgebunden und von einigen Männern getragen. Den Leichenzug eröffnen einige Musikanten, welche auf einem sechs bis sieben Fuß langen Horn (eine Art Posaune) blasen, das einen der Handlung angemessenen tiefen, schauerlichen Ton von sich giebt, mit einigen Tomtoms. Dann folgen ein oder mehrere Braminen, welche die religiösen Ceremonien bey dem Verbrennen versehn; darauf der Tragsessel mit der Leiche, begleitet von den Klagweibern, Verwandten und Freunden des Verstorbenen. (Siehe die Abbildung, Prospect No. 12.) Außerhalb der Stadt oder dem Dorfe ist ein Scheiterhaufen von Holz errichtet; auf diesen wird die Leiche gesetzt und festgebunden, mit Reis, Ghie (geschmolzene Büffeler-Butter), Früchten, Betel, auch wohl mit getrocknetem Kuhmist-Fladen belegt, worauf der Scheiterhaufe angezündet wird, da denn der Körper unter dem Geschrey der Klagweiber, Anverwandten, dem Getöse der Musik, und den Gebeten der Braminen, von den auflodernden Flammen verzehrt wird. Mit den Resten wird eben so

verfahren, wie ich vorher bey dem Verbrennen der Wittwen erzählt habe.

Die Mohammedaner beerdigen ihre Todten, gleich den Christen und Juden, und setzen den Verstorbenen Denkmähler, oder errichten ihnen wenigstens Grabhügel.

Achter Brief.

Arkot den 14ten May 1787.

Eine Reise, die ich im südlichen Theile des Karnatik gemacht habe, bringt mich, natürlich genug, auf den Gedanken, Ihnen zu beschreiben, wie man in Indien reiset.

In Europa, wo genauere Verbindung, Wohlhabenheit und gute Einrichtungen der Staaten sich gegenseitig die Hand geboten haben, reist man, ohne große Vorbereitungen, von einem Ende zum andern. Von dieser Art zu reisen ist die in Indien durchaus verschieden: und in der That muß man sich wundern, wie man hier, ohne die in Europa üblichen Bequemlichkeiten, welche Post- und Miethpferde, gute Wirthshäuser rc. darbieten, dennoch auf eine unglaublich schnelle und bequeme Art reisen kann.

Die Heerstraßen und Wege sind auf dem platten Lande mehrentheils sehr gut; aber die Päße in den Gebirgen und die vielen Jungles, oder dicken Wälder, sind den Reisenden

oft sehr hinderlich, so daß man diese Gegenden mit keinem europäischen Fuhrwerke würde bereisen können. Der Boden ist fast durchgehends kleiartig, hart und mit Kies vermischt; an den Seeküsten aber sandig. Nordwärts von Madras findet man sumpfige und morastige Gegenden.

Statt unseres Fuhrwerks bedient man sich des Palankins, der eine Art von Tragsessel ist, mit dem Unterschiede, daß man, statt aufrecht zu sitzen, halb oder ganz darin liegen muß. Sie sind von verschiedener Art, und die Europäer haben sie schon auf mannigfaltige Art für Bequemlichkeit und Pracht vervollkommnet. Auf meinen Zeichnungen des Prospectes No. 6 u. 7. sieht man diese Palankins, deren Seitenwände aus sogenannten venetianischen Blenden bestehen, damit die Luft durchziehen könne. Der Boden ist von Gurten oder Rohr geflochten, worauf eine Matratze oder Matte mit einigen Polstern liegt; rückwärts ist eine Lehne in Form eines Notenpults, welche zwey bewegliche Stützen hat, die man, wenn man ausgestreckt liegen will, zurück schiebt oder nieder klappt, so daß der Palankin auf Reisen zugleich zum Ruhe- oder Schlafbette dienen kann. Inwendig befinden sich Netze und Taschen, um Sachen darin aufbewahren zu können.

Er wird von vier, oder besser, von fünf Indiern getragen, so daß vorn drey und hinten nur zwey angestellt sind. Diese Träger müssen abgelöst werden, und zwar die vordern öfterer, als die beiden hintern, weil die Schwere am meisten nach vorne zufällt.

Zu einem Trupp Palankin-Träger gehören sechs bis zwölf Mann, je nachdem Bequemlichkeit oder Luxus die Anzahl der-

selben bestimmt. Die gewöhnliche Anzahl ist sieben, wovon einer das Kochen besorgt; wer mehrere hält, hat auch gewöhnlich, was der Luxus dabey erfordert, noch einen Kittisal-Boy (Sonnenschirm-Träger), und einen oder mehrere Peons, welche den Dienst eines Läufers versehen. Sie tragen lange silberne Stäbe, einen Bandolier von farbigem Tuche, der über die rechte Schulter hängt, und ein silbernes Schild, auf welchem das Wappen oder der Namenszug ihrer Herren gestochen ist; (Siehe Tab. V. Fig. 13.) sie warten bey Tafel auf, und werden zum Verschicken gebraucht. Endlich braucht man noch einen oder mehrere Moußaljys (Fackel-Träger), die des Nachts vor dem Palankin mit einer Fackel herlaufen, welche in einem Stocke besteht, der mit alten Lumpen umwunden ist, und von Zeit zu Zeit mit Oehl, welches der Moußaljy in einem Gefäße bey sich trägt, begossen wird.

Die Palankin-Träger sind aus der Kaste der Schuters, oder Pariar, welche letztere die schlechtesten sind, die man dort hat.

Die Hindoos kommen truppweise aus dem nördlichen Theile der Halbinsel nach Madras, um einige Jahre mit Tragen Geld zu verdienen, und gehen dann gewöhnlich mit einem kleinen gesammelten Kapital wieder in ihre Heimath zurück. Die übrige Zeit, die sie vom Tragen frey haben, benutzen sie, Geldbeutel und andere Sachen zu stricken. Ihre Kleidung ist ein Turban, und ein Stück Zeug, das sie um die Hüften wickeln.

Oft geben indessen Herrschaften ihren Palankin-Trägern eine Art Livree. Diese besteht in einem weissen oder farbigen Turban, einer weissen cattunen Jacke, die bis an die Knie reicht, und einem Gürtel, der von der Farbe des Turbans ist. Sie

tragen fast alle einen Stock, an welchem sich vorn eine eiserne Klapper befindet, womit sie auf Reisen giftige Schlangen und anderes Ungeziefer verscheuchen.

Während des Tragens lösen sich die Träger zu gewissen Zeiten ab, wechseln den Baum des Palankins von einer Schulter zur andern, und laufen mit ihrer Last immer einen sogenannten Hundetrott! — Einer der vordersten singt ein gewisses Lied, daß am Ende jeder Strophe von den übrigen mit einem Hum! Hum! beantwortet wird. Dieses Singen dienet ihnen zum Tacte bey ihrem Laufe, den man nicht besser als mit dem tactmäßigen Schlagen unserer Drescher vergleichen kann. Sie treten nicht alle zugleich zu, halten also keinen gleichen Tritt, und doch verursacht dieses Tragen eine sanfte Bewegung, wobey man eine nicht zu kleine Schrift lesen kann. Man reiset nun auf vorerwähnte Art eine beträchtliche Weite, entweder mit einem Trupp eigener, oder gemietheter Träger, oder man bestellt auf verschiedenen Stationen, um schneller fortkommen zu können, einen Wechsel oder frische Trupps. Im ersten Falle darf man sie, wenn man einen beträchtlich weiten Weg zurückzulegen denkt, nicht zu sehr übernehmen. Ich erinnere mich, daß einer unserer Officiers einen Weg von achtzig englischen Meilen mit einem Trupp Palankin-Träger in vier und zwanzig Stunden zurücklegte. Diese Ferne, welche ungefähr sechzehn deutsche Meilen beträgt, kann man in Europa nicht mit einem und demselben Fuhrwerk in gleicher Zeit abmachen.

Da aber unterweges keine Wirthshäuser anzutreffen sind, so muß man sich mit den nöthigsten Lebensmitteln vorher ver-

sehn, weil an den Orten, wo keine Europäer sich aufhalten, durchaus nichts zu haben ist, als was etwa ein Indier zu seiner Nahrung bedarf. Man nimmt daher einen oder mehrere Kulys mit den nothwendigen Lebensmitteln rc. mit, und diese versuchen so geschwind als möglich mit dem Palankin fortzukommen, oder werden auch nach dem Orte, wo man zu Mittag oder über Nacht zu bleiben gedenkt, voraus geschickt. Auch pflegt ein Koch, ein oder mehrere Bediente den Reisenden zu begleiten.

Trifft man unterwegs keine Garnison oder Oerter an, die von Europäern bewohnt sind, wo man immer auf eine gastfreundschaftliche Aufnahme rechnen kann, so muß man mit einer Choultry (Chaultry) vorlieb nehmen.

Dieß sind offene Gebäude, die auf Säulen ruhen, zum allgemeinen Gebrauch und zur Bequemlichkeit reisender Indier und Europäer errichtet sind. Das, wovon ich jetzt rede, ist von Granit-Stein erbauet, mit einem platten Dache, das auf mehreren Säulen ruht; der Fußboden ist drey bis vier Fuß von der Erde erhöht, aber ohne Stufen; letzteres wahrscheinlich aus der Absicht, damit Schlangen und andere giftige Thiere nicht so leicht dazu gelangen können. (Siehe Prospect No. 7.)

Sie werden gewöhnlich von wohlthätigen und wohlhabenden Einwohnern Indiens aus der Absicht erbauet, damit der ermüdete Reisende einen Ort zur Ruhe und Erquickung auf seinen Wanderungen vorfinden möge. An einigen Orten sind diese Choultrys von ihren Stiftern begabt, so daß Leute dabey gehalten werden, welche dem Reisenden jeder Nation, Reis, Conjee (Kongie), Carrystoff — Gewürz — Salz, Holz, Töpfe

und Stroh für das Vieh unentgeldlich liefern müssen. Durch Mißbrauch und Prellerey hat diese gute Bewirthung fast ganz aufgehört; jedoch findet man hin und wieder Choultrys, wo noch jetzt Reis rc. den reisenden Indiern gereicht wird.

Dieß besorgen gewöhnlich die Braminen, welche zum Dienst bey den nah gelegenen Kapellen (kleinen Pagoden) angestellt sind. Man findet jedoch fast bey jeder Choultry einen Bazar, wo man Reis, Gewürz, Zucker, Zitronen rc. für Geld bekommen kann, auch befindet sich in der Nähe einer Choultry immer ein Tänk (Teich), welche an einigen Orten sehr groß und prächtig gebauet sind. Diese Tänks dienen zum Baden und zum Getränke für das Vieh; auch verrichten hier die Hindoos bey dem Baden ihre Morgen- und Abend-Andachten. Man siehet einen solchen Teich auf den Prospect No. 5.

Einige dieser Choultrys sind wirklich prächtig und kostbar; die Säulen alle aus einem Stück gehauen, und von langer Dauer. Es ist sonderbar daß die Krähe diesen Gebäuden schädlich seyn kann. Indem diese die Frucht des bekannten Banian-Baums verzehret, fallen oft einige Kerne in die Ritzen dieser Gebäude, und verursachen in der Folge, durch ihre Vegetation, das Bersten der großen Quadersteine, aus welchen sie erbauet sind. Ich weiß dieses nicht allein aus dem Munde verschiedener glaubwürdiger Männer, sondern habe auch selbst verschiedene vom Banian-Korn gesprengte Gebäude gesehn.

Vorhin habe ich bemerkt, daß diese Choultrys aus den wohlthätigsten Absichten erbauet und begabt worden sind; allein ich glaube doch auch, daß oft Eitelkeit und Stolz dabey zum

Grunde gelegen haben, weil ich fast immer den Namen des Erbauers an dem Gesimse eines solchen Gebäudes, wie z. B. Balla Kistna, oder Trimul Neik Choultry gefunden habe. Diese letztere ist ein bewundernswürdiges Stück der Architectur. Das platte Dach, welches aus großen Granit-Steinen besteht, wird von drey hundert Säulen unterstützt, die alle aufs feinste gearbeitet und mit vielen Figuren — gewöhnlich schlüpferigen — verzieret sind. Die größte und schönste Choultry soll sich im Königreiche Madura befinden, die, wie man sagt, aus mehreren hundert Säulen besteht.

Gewöhnlich findet man an den Heerstraßen, und besonders bey den Choultrys, ein Bild des Schutzgottes der Reisenden. Einige sind aus Stein gehauen, und stehen häufig auf einem Fußgestelle am Wege, wobey ein oder mehrere Braminen den Dienst versehn. Reisende und Wallfahrer rufen den Götzen, nachdem sie geopfert haben, an, ihnen auf ihrer bevorstehenden Reise günstig zu seyn.

Ist man des Morgens, Mittags oder Abends bey einer solchen Choultry angekommen, so sorgt der Dubaschy und Koch für das Frühstück, Mittag- oder Abendessen.

Man hat hier sehr bequem eingerichtete Menage-Kasten, die ein Kooly auf dem Kopfe trägt, und damit den Reisenden begleitet. Diese enthalten, Boulen, Tassen, Teller, Löffel, Messer und Gabel, Tischzeug, Flaschen mit Wein, und andern spirituösen Sachen, auch einige Victualien, als Zucker, Thee, Kaffee, Taback rc., denn von allen diesen Artikeln findet man unterweges nichts. Einer der Palankin-Träger übernimmt das Kochen für seine Cameraden, die von dem Gefolge des Reisen-

den und von der nämlichen Kaste sind; die übrigen lagern sich an einem schattigen Orte, nachdem sie zuvor alle Glieder ihres Körpers gerieben, und sich gewaschen haben. Bleibt man über Nacht in einer Choultry, so wird der Palankin zum schlafen hineingesetzt.

Reiset man bey Nacht, so laufen einer oder mehrere der vorhin erwähnten Moußaljy-Boys mit Fackeln voraus. Diese dienen, außer dem Leuchten, auch dazu, wilde Thiere, als Tieger, Panther, Hyänen ꝛc. zu verscheuchen. Uebernachtet man an einem Orte, wo Gefahr ist, von solchen Raubthieren überfallen zu werden, so wird um den Ort des Aufenthalts ein Feuer angezündet und die ganze Nacht unterhalten.

Wer angenehm reisen will, pflegt des Morgens, so lange die Sonne noch nicht zu hoch am Himmel steht, zu reiten, und läßt den Palankin nachkommen; und so verfährt man wechselsweise, welches, wenn man keine Eile hat, gewiß die beste Art zu reisen ist, denn das immerwährende Sitzen oder Liegen im Palankin ermüdet in der Länge. Man bedienet sich auch bey guten Wegen der Phaetons oder Cabriolets.

So weitläuftig und lästig auch diese Art zu reisen scheint, wegen des Transports der Lebensmittel und anderer Bequemlichkeiten, so ist sie es doch nicht, wenn man einmal daran gewöhnt ist. In Gesellschaft mehrerer ist eine solche Partie weniger kostspielig, und äußerst angenehm.

Die wohlhabenden Indier reisen ebenfalls im Palankin, oder auch im Dooly, *) zu Pferde, auf Elephanten und Kameelen,

*) Ein Dooly — Duhli — ist eine Art Palankin. Der Baum an demselben ist, statt krumm gebogen zu seyn, gerade, und statt der

ja bisweilen auch mit Fuhrwerk, nur brauchen sie letzteres nicht so sehr wie ein Bedürfniß, als die Europäer. Ihr Fuhrwerk ist jedoch von dem unsrigen sehr verschieden, und gewöhnlich nichts als ein Häkery, d. h. ein auf allen Seiten offener pyramidenförmiger Kasten, welcher inwendig vor den Oeffnungen Vorhänge hat, die vor den Sonnenstrahlen schützen. Innerhalb desselben ist nur für eine Person Platz, die mit Kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf Polstern zu sitzen pflegt. Das Gestell ruht auf einem zweyräderigen Karren, der eine bogenförmige Deichsel hat. Diese ist hinten, wo der Führer gewöhnlich sitzt, breiter als am vordern Ende, wo das Joch für die Zugthiere befestigt ist. Dieses Fuhrwerk wird von zwey starken Ochsen gezogen, die sehr schnell damit fortlaufen können. Die Thiere sind oft mit schönen Decken, metallenen Ketten, Knöpfen an den Hörnern und andern Zierathen geschmückt; durch die Nasenlöcher geht eine Leine, welche zum Leiten dient. (Siehe Tab. V. Fig. 14.)

obern Bedeckung rund umher mit einem Stücke Cattun behangen. Bey der Armee werden die Doolys zu Transportirung der Kranken und Verwundeten gebraucht.

Neunter Brief.

Arkot den 30sten May 1787.

In Indien — wenigstens auf der Küste Koromandel — giebt es weder reitende noch fahrende Posten, und man behilft sich mit den von der englischen Regierung angelegten Tappals, oder Postboten, durch welche bloß Briefe befördert werden. Zu Madras befindet sich das General-Post-Büreau, und in den übrigen Oertern übernimmt die Expedition der Briefe entweder eine Civil-Person des Districts, oder auch wohl ein Officier der Garnison.

Die Tappals sind von funfzehn bis zwanzig englischen Meilen verstellt, tragen eine lederne Tasche (Felleisen), worin die Briefe aufbewahrt werden, und laufen damit im Trott ihre Station, welche sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit zurücklegen. Kommen so viel Briefe zusammen, daß ein Tappal sie nicht zu tragen vermag, so gehen mehrere zugleich ab, weil die Schwere großer Paquete das schnelle Laufen verhindern würde. Als Lord Cornwallis im Jahre 1791 vor Seringapatnam, der Hauptstadt Tippoo-Saibs, stand, erhielt man die Nachrichten von der Armee zu Madras durch die stationirten Tappals in sehr kurzer Zeit.

Sie tragen, wie die Palankin-Träger, Stäbe mit einer Klapper; auch bedienen sie sich des Nachts der Fackeln.

Die Indier gebrauchen zur Mittheilung ihrer Nachrichten die Hirkaras, welche aber weder regelmäßig stationirt sind, noch zu festgesetzten Zeiten abgehn. Sie werden von den indischen Fürsten unterhalten, und wenn jemand etwas mit ihnen verschicken will, muß er besonders dafür bezahlen.

Das Jagen steht hier einem jeden frey, sowohl dem Indier als dem Europäer; jene sind jedoch keine große Schützen. Sie bedienen sich auf der Jagd eines sehr langen Feuerrohres, welches mit einer Lunte abgebrannt wird, und mit welchem sie zwar auf eine sehr weite Ferne treffen, im Lauf und Fluge aber nichts damit erlegen können. Den Antelopen *) und wilden Schweinen pflegen sie hinter einem Versteck aufzulauren, und manchmal sind sie so glücklich, eins davon zu erlegen. Desto geschickter aber sind sie im Einfangen des Wildprets. In den buschigten Gegenden, wo sich unzählige Hasen und Rebhühner aufhalten, stellen sie Netze auf, und ihr Fang ist oft sehr beträchtlich.

Die wilden Enten werden auf eine leichte, aber sonderbare Art gefangen. Die Indier gehen an das Ufer eines Teiches, auf welchen sich die Enten aufzuhalten pflegen, umgeben sich mit Gesträuch, steigen in das Wasser und schwimmen den Enten allmählig näher. Auch pflegen sie wohl einen ausgehölten Kürbis, oder einen irdenen Topf über den Kopf zu stecken. Die Enten werden vor dem Gesträuche, das den Kopf des Fängers bedeckt, nicht scheu, sondern bleiben ruhig sitzen; worauf der

*) Die Antelopen haben mit unsern Rehen viel ähnliches, außer daß sie mit Kringen bewundene Hörner haben; auch hat ihr Fleisch keinen Wildgeschmack.

Fänger solche bey den Beinen faßt, sie unter das Wasser zieht und in einen Sack steckt. Die übrigen Enten wähnen, daß die unters Wasser gezogenen untergetaucht sind, und bleiben daher ruhig sitzen. So steckt der Fänger deren so viele zu sich, als er zu tragen vermögend ist.

Von dem Monat October an bis zu Ende des Februar sind dort an den Teichen, Morästen und Reisfeldern eine Menge Sumpfvögel versammelt, wovon die Bekaßinen und Enten am häufigsten von den Europäern geschossen werden.

Oft machen wir Jagdpartien ins Innere des Landes, gewöhnlich gleich nach der Monsoon.

Wir verweilen oft acht und mehrere Tage in einer Choultry, so lange die Gegend uns mit Wildpret versieht, und wandern alsdann weiter, um eine ergiebigere Quelle aufzusuchen. Auf diese Art schwärmen wir oft sechs bis acht Wochen umher. Früh Morgens gehen wir auf Hasen und Rebhühner aus, die man hier zu Lande in großer Anzahl antrifft; anstatt der Hunde bedienen wir uns kleiner eingeborner Knaben, die das Wild durch anschlagen mit Stöcken aus den Gebüschen treiben. Die Hunde verlieren hier wegen der starken Hitze den Geruch, und sind also zur Jagd untauglich. Gegen Mittag suchen wir Moräste und sumpfige Gegenden zu erreichen, um Bekaßinen zu schießen, die dann erst halten, wenn die Sonne etwas hoch steht. Den Antelopen kann man nicht leicht beykommen, weil sie die Dickungen vermeiden, und sich immer im Freyen aufhalten. Treibjagen kennt man hier nicht, auch ist solches wegen der wilden Raubthiere wohl etwas gefährlich. Wir nehmen des Morgens ein Feuerstück mit auf die Jagd, und halten nur eine

Hauptmahlzeit. Kommen wir zurück so machen wir ein Kartenspiel, trinken ein Glas Punsch dazu, und legen uns spät in der Choultry, die wir zu unserm Aufenthalt gewählt haben, schlafen. Mit Anbruch des Tages geht es wieder auf die Jagd. Oft pflegen wir auch wohl ein Zelt aufzuschlagen, wenn wir in eine Gegend kommen, die uns gefällt, und wo keine Choultrys in der Nähe anzutreffen sind. Eine solche Gegend ist der Prospect No. 8., ohnweit Arkot.

Sie glauben nicht, welche vergnügte Tage wir auf diese Art verleben! Das erlegte Wildpret vermindert die Kosten unseres Tisches, und so sind diese Partien wirklich wohlfeil.

Zehnter Brief.

Madras den 1sten Octob. 1787.

Wir haben das gute Arkot verlassen müssen, und haben es sehr ungern verlassen. Wir waren dort so niedlich eingerichtet, ein jeder hatte seine Wohnung so verbessert, daß sie Bequemlichkeit und Vergnügen gewährte, und dabey lebten wir mit den übrigen Truppen des Cantonnements im besten Einverständnisse, kamen fleißig zusammen, und machten in der reitzenden Gegend umher eine Menge Lustpartien. Kurz, die daselbst froh durchlebten Tage werden mir unvergeßlich bleiben. Jetzt bin ich nun wieder hier. Das vierzehnte Regiment liegt in der schwarzen

Stadt; die Leute in der Baracke, nahe an der Seeküste, die Officiers haben sich eingemiethet. Meine hiesige Muße widme ich wieder Ihnen. Ich fange damit an Ihnen die Schulen der Hindoos zu beschreiben, davon ich einige, in Gesellschaft eines verständigen Braminen, besucht habe.

Die Knaben der Hindoos — sehr geringe und arme ausgenommen — werden im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache, und in den Hauptgrundsätzen ihrer Religionslehre unterrichtet. In jeder Stadt und in jedem Dorfe trifft man öffentliche Schulen an.

Die Knaben versammeln sich des Morgens zu einer bestimmten Zeit vor der Behausung ihres Lehrers, oder im Freyen unter schattigen Cocus-Bäumen und in Hainen, denn an solchen Orten, oder auf der Straße vor der Thür, und nicht in einem Hause, wird die Schule gehalten.

Die jüngsten Knaben sitzen auf der Erde, mahlen einen Buchstaben mit dem Zeigefinger in den Sand, und singen ihn ab, wenn er vollendet ist. Diese Methode hat den Vortheil, daß die Kinder Schreiben und Lesen zugleich erlernen. Sobald ein Buchstabe fertig ist, verwischen sie ihn im Sande, zeichnen einen andern, und gehen auf diese Art das Alphabet durch. Die Geübteren sitzen auf einer Bank am Hause, und lesen die auf Olles (trockne Palmblätter) vermittelst eines Griffels geschriebenen Buchstaben. Einige lesen Hymnen, oder andere zu ihrer Religion gehörende Schriften. Wiederum andere lernen das Schreiben. Sie halten die Olles in der linken Hand über dem Zeigefinger; in der Rechten führen sie den Griffel, welcher durch eine kleine Höhlung, so sich in dem äußern Rande des

linken Daumnagels befindet, geführt wird. Zu diesem Ende lassen sie den Nagel des linken Daumens etwas lang wachsen. Während des Schreibens singen sie jedes geendigte Wort laut ab; und da das jeder Knabe thut, der eine Aufgabe schreibt oder lies't, so kann man dieses laute Untereinandersingen so ziemlich mit dem Singsange in unsern Juden-Schulen vergleichen. Der Schulmeister, mit einem dünnen Rohre bewaffnet, geht dabey umher, corrigiret die Unrichtigkeiten, oder ermuntert und bestraft die Nachlässigen.

Ehrfurcht für ihre Religion, Gebräuche und Gesetze wird der Jugend von Kindheit auf von den Aeltern und Lehrern eingeprägt. Kinder wohlhabender und vornehmer Indier genießen in ihren eigenen Wohnungen den Unterricht im Lesen und Schreiben von den Braminen, oder andern Lehrern. Von der Geographie haben sie wenig Begriffe; hingegen ist die Dichtkunst und Arithmetik bey ihnen bekannt. Die Engländer haben einige lyrische und epische Gedichte unter den Schriften der Samscrit gefunden, die in ihre Sprache übersetzt und mit vielem Beyfalle aufgenommen worden sind. Da dieses Volk seit der Errichtung der Akademie orientalischer Sprachen zu Calcutta bedeutende Fortschritte in diesem Studium gemacht hat, so kann man hoffen, dereinst Uebersetzungen mehrerer interessanter Gedichte und Inschriften aller Denkmähler zu erhalten. Ferner geben die Braminen ihren Lehrlingen Unterricht in der Logik, Astrologie, Rechtswissenschaft, Kräuter- und Arzeneykunde, Nautik &c.

Die Knaben der Hindoos werden von ihrem neunten Jahre an in die besondern Gebräuche und Geheimnisse ihrer Kasten

eingeweiht. Wie dieses bey den Braminen geschieht, habe ich bereits S. 20. erwähnt. Die berühmteste Schule für junge Braminen ist zu Conjoveram, einige vierzig Meilen südwestwärts von Madras. Die Hindoos theilen, wie wir, das Jahr in zwölf Monate, wovon der Junius der längste, und der December der kürzeste ist; mit dem Monate April wechselt das Jahr.

Zu Madras, so wie in verschiedenen andern großen Städten der Besitzungen der englisch-ostindischen Compagnie, befinden sich mehrere Schulen, wo öffentlicher Unterricht in der englischen Sprache von Braminen oder andern dieser Sprache kundigen Hindoos gegeben wird. Die Indier erlernen sie sehr leicht; nur sprechen die mehrsten diese Sprache in einem ihnen eigenen Singtone aus. Die Indier schreiben im allgemeinen eine sehr schöne Hand, und übertreffen darin oft manchen Europäer: daher werden viele von ihnen in den öffentlichen Kammern der ostindischen Compagnie, wie auch in den Comptoirs der Kaufleute als Schreiber, Rechnungsführer und Copisten gebraucht.

Die Schreiber der Handelsleute und anderer Geschäftsmänner, welche sich auf den Olles alles in ihrer Landessprache notiren, und nachher ins Englische übertragen, heißen Cannacopule. (Siehe Tab. VII. Fig. 15.) Zum Bewundern ist die Fertigkeit und bestimmte Kürze, mit welcher sie die notirten Sachen und Rechnungen in englischer Sprache einem andern in die Feder dictiren, oder selbst zu Papier bringen. Unter den Dûbaschis, Commissionairs und Comparadors *) finden sich

*) Dieses Wort ist ursprünglich Portugiesisch, und bedeutet einen Proviant-Meister. Dieser besorgt die Anschaffung der Lebensmittel,

Männer, die nicht allein von der englischen, sondern auch von mehreren Sprachen, als der portugiesischen, moorischen und persischen rc. Kenntnisse haben.

So sehr die Hindoos für die Ausbildung ihrer Knaben Sorge tragen, so sind die Frauenzimmer jedoch von allem Unterricht gänzlich ausgeschlossen. Lesen und Schreiben erlernen sie nie; geschieht es, so werden sie von den Vätern unterrichtet, welches jedoch ein seltnes Beyspiel ist. Das einzige, das ihnen gewöhnlich ihre Mütter lehren, ist ihre Göttergeschichte und die damit verbundenen Gesetze und Gebräuche.

Die Schulen der Mohammedaner sind von denen der Hindoos sehr verschieden, und werden in den Wohnungen der Schulmeister gehalten. Beym Lesen sitzen die Knaben mit untergeschlagenen Beinen, entweder auf einer Bank, oder auf dem Boden, und bewegen sich dabey mit dem Oberleibe gegen die Schrift, wie dieß auch die Juden thun. Sie schreiben nicht auf Olles, sondern mit einer Feder von Schilf, oder anderm Rohr auf Papier. Dieses Papier, welches mehrentheils in China verfertigt wird, ist nicht von der Güte, wie das europäische. Es hat einen starken Glanz, ist sehr dünn, und reißt daher leicht entzwey.

Der Koran ist die allgemeine Lectüre der mohammedanischen Jugend; einigen wird auch Unterricht in der persischen Sprache gegeben. Der vornehmern Jugend hält man Hauslehrer, von denen sie in den dort üblichen Wissenschaften und Sprachen unterrichtet wird. Tippoo-Saib soll, außer meh-

Getränke, und anderer Artikel, die zur Haushaltung erforderlich sind, und berechnet sich mit seiner Herrschaft wöchentlich oder monatlich.

rern orientalischen Sprachen, auch die französische und englische verstehn. Bey der Eroberung seiner Residenz, Seringapatnam, haben die Engländer eine ansehnliche Bibliothek vorgefunden, die aus europäischen und morgenländischen Werken aller Art bestehen soll.

Die Söhne und Enkel des Nabobs werden in mehreren Sprachen, in Geschichte und Geographie unterrichtet.

Als ich in eine Schule trat, wo die Jugend Unterricht in der englischen Sprache erhielt, kam der Lehrer, ein junger Bramine, zu mir, und zeigte mir die Schreibbücher seiner Lehrlinge. Da ich ihm meine Zufriedenheit über den Fleiß der Schüler, besonders aber über die Schönheit seiner Hand zu erkennen gab, bat er mich inständigst, ihn öfterer zu besuchen, und ihn auf die Sprachfehler aufmerksam zu machen; indem er bemerkt hatte, daß mir solche hie und da bey der Untersuchung der Schreibbücher aufgefallen waren. Ich dankte ihm für sein Zutrauen, erklärte ihm aber, daß ich nur wenig Ansprüche darauf haben könnte, da ich kein Engländer sey, und selbst die Sprache nicht gründlich verstände.

Eilfter Brief.

Madras den 10ten Februar 1788.

Die Töchter des Hindoos werden schon in zarter Kindheit verlobt. Ihre Aeltern berathschlagen sich mit einem oder mehrern Braminen über das künftige Loos ihrer Töchter, ein Loos, das sie nicht einmal selbst zu ziehen die Freyheit haben. Ist der Schluß der Berathschlagung gefaßt, so wird der Bräutigam gleich zu der Wohnung der Braut in einem Palankin geführt, die Braut setzt sich zu dem Erwählten ein, oder dieser sitzt zu Pferde und jene in einem bedeckten Dooly — und nun geht das Paar in feyerlicher Procession mit der dabey üblichen Musik zu dem Hause der Aeltern des Bräutigams. (S. die Abbildung unter den Prospecten No. 13.) Hier schreiben die Braminen im Beyseyn beider Aeltern die Einwilligung derselben zu dem Bündniß förmlich nieder, die Versammlung hält eine Mahlzeit, kostbar oder einfach, wie es das Vermögen der Aeltern erlaubt: damit ist die Verlobungs-Ceremonie geendiget, und die Braut wird zu ihrer Wohnung wieder zurück geführt, wo sie bleibt, bis sie ihr mannbares Alter erreicht hat, welches oft schon im zehnten Jahre der Fall ist. Dann wird die eigentliche Hochzeit gehalten, zu deren Vollziehung der unverletzt jungfräuliche Zustand des Mädchens durchaus nothwendig ist.

Dieses Erforderniß ist die Ursache, warum die Ehen so

früh geschlossen werden. Außer diesem Schatz bringt sie dem Gatten keine Gabe; in Unschuld, Kleidung und Schmuck besteht ihre ganze Aussteuer. Die Kosten der Hochzeit trägt der Vater des Bräutigams. Sie sind oft sehr beträchtlich, weil alle Anverwandte, mehrere Freunde und die Braminen dazu eingeladen, auch die letzten dabey reichlich beschenkt werden müssen — — Ein Bramine überreicht dem Bräutigam eine goldne Medaille — den Taly — worauf der Polear, Gott der Ehen, abgebildet ist. Der Bräutigam hängt dieß Bild ihres Beschützers der Braut als Mahlschatz um den Hals. Die Versammlung betet, und auf diese Weise ist mit einigen religiösen Ceremonien der Trauungsact vollbracht.

Die Ehen sind bis in den dritten Grad der Blutsfreundschaft erlaubt. Nur eine Gattin wird als rechtmäßig anerkannt; dessen ungeachtet haben die Reichen und Vornehmen mehrere Kebsweiber, deren Kinder nicht gleichen Antheil mit den Kindern aus der rechtmäßigen Ehe an dem Nachlaß ihres Vaters haben. —

Eine schwangere Frau wird nicht allein von der Familie, sondern von jedermann mit Achtung und mit einer rührenden Sorgfalt behandelt. Alles, was ihr gefährlich werden kann, wird entfernt, alles was ihr Wohlseyn befördern kann, herbey geschafft. So sehr dieses Betragen das menschliche Gefühl der Nation zeigt, so grausam ist die Befugniß, welche ein Mann hat, seine Frau zu verstoßen, wenn sie ihm keine Nachkommen giebt, und die religiösen Hülfsmittel, diesem Mangel abzuhelfen, von keinem Erfolge sind. —

Wenn eine Frau ihrem Manne zum erstenmal die Hoffnung

giebt, Vater zu werden, so stellt er ein Freudenfest an, und im siebenten Monat opfert die ganze Familie den Göttern. Sobald das Kind geboren ist, eilt man, dem Vorsteher der Kaste von seiner Erscheinung Nachricht zu geben. Es wird von der Mutter selbst gestillt, und oft erst in dem dritten oder vierten Jahre entwöhnt. Es bleibt bis dahin und gewöhnlich noch ein Jahr länger ohne Kleidung; sind seine Aeltern nicht vornehm, oder nicht reich, so geht es noch länger nackt.

Nach der Niederkunft muß die Mutter sich zehn bis funfzehn Tage durch Bäder reinigen, welches auch alle Monate geschehen muß. Nun erscheint sie, von ihren Hausgenossen umgeben, sauber gekleidet, das Kind auf ihrem Arme, vor dem Braminen, der dem Kinde den Namen irgend eines Götzen giebt, wobey wieder ein kleines Fest gefeyert wird. —

Die Töchter der Vornehmen werden der größten Trägheit überlassen, erfahren nichts von der Welt, und werden in nichts als in der Geschichte ihrer Götter unterrichtet. Als Weiber leben sie in dem vollkommensten Müßiggange; ihre Beschäftigung ist bloß der Putz, den doch niemand bewundern kann, noch mag, außer die Hausgenossen, Freundinnen und Verwandten, die sie besuchen. Nützlicher sind die Frauen der geringeren Klassen, die sich des Hauswesens und der Küche annehmen müssen. Die Weiber der Pariars, Banianen, Comitys und Chattys, nehmen zuweilen Theil an den Geschäften ihrer Männer, und lernen dadurch etwas mehr von der Welt. Da nun aber die Weiber der Vornehmern nichts sind, als verzärtelte, schwächliche, geputzte Müßiggängerinnen, so darf

man sich auch nicht wundern, wenn sie von den Männern bloß als Gegenstände ihrer Sinnlichkeit geachtet werden. Und so ist es auch! Zärtlichkeit, Freundschaft, gegenseitige Zuneigung unter Ehegatten habe ich nie gefunden. Der Mann sieht sein Weib gar oft den ganzen Tag nicht, und selten spricht er mit ihr. — —

Die Frauenzimmer der Hindoos sind kleiner als die Europäischen, doch sind sie schön gebildet. Sie haben feine Gesichtszüge, langes schwarzes Haar, einen schlanken Wuchs, Augen voller Ausdruck, einen schönen Busen, und weisse Zähne, die sie aber, leider! durch das viele Kauen des Betels verderben. Ihre Schönheit verblüht eben so schnell, als sie sich entfaltet; im fünf und zwanzigsten Jahre ist sie gewöhnlich schon ganz dahin. Können sie vor dem zwölften Jahre, in welchem sie oft schon mannbar sind, nicht verheirathet werden, so erwählen sie das Loos eines Kebsweibes oder eines Freudenmädchens.

Die Tracht ist nach dem Costüme ihrer Kasten verschieden. Die Tanzmädchen kleiden sich vorzüglich üppig. Die gewöhnliche Kleidung ist ein farbiges, oder weisses langes Stück Zeug, welches sie über die rechte Schulter tragen und um die Lenden schürzen; es verhüllt zuweilen die ganze Gestalt, um das Frauenzimmer den Blicken der Männer zu entziehen, oder vor den heißen Sonnenstrahlen zu schützen. Ihr Schmuck ist ihrem Vermögen gemäß. Die Frau auf Tab. VI. Fig. 16. ist beschäftigt, Wasser zu holen; sie trägt den Taly an einer schönen goldnen Halskette; ihr Haar ist vorn gescheitelt, und hinten in einen Wulst zusammen gebunden. Sie ist mit wohlriechenden

Oehlen gesalbt, ihre Haut mit Safran, oder einem andern gelben Pulver, das einen dem Indier lieblichen, dem Europäer widrigen Geruch giebt, geschminkt; ihre Nägel an Händen und Füßen sind mit dem Safte eines gewissen Krautes roth gefärbt.

Die Weiber der armen Pariars, Schäklers und Totys tragen ein kurzes Gewand von grobem Cattun, welches oft nicht einmal den Obertheil des Leibes bedeckt, und nur eben hinreicht, einmal um die Hüften gewunden zu werden. Ringe von gefärbtem Glase schmücken ihre Arme und Beine, ähnliche Perlen den Hals. Die Mutter mit dem Kinde auf der nämlichen Tafel, Fig. 17. ist eine solche Frau aus der Kaste der Pariars. Sie ist noch reichlich, mehr als gewöhnlich, bedeckt. — Die Frauenzimmer der höheren Kasten, sie mögen verheirathet seyn oder nicht, gehen nie allein, und sind vermummt. Gehen sie einmal unverhüllt, und es begegnet ihnen von ungefähr ein Europäer, so fliehen sie schnell in das erste beste Haus eines Hindoos. Auf dem Lande ist diese Furcht vor den Europäern noch stärker, wo sie sich auch auf die männlichen Eingebornen, vornehmlich auf die Braminen, erstreckt. Ein Europäer vermag bloß durch seine Erscheinung die ganze Gemeinde eines Dorfs in die Flucht zu jagen. Die Ursache dieser Furcht liegt in der Ungezogenheit betrunkener Soldaten und Matrosen, in der Unbehutsamkeit anderer Fremdlinge, welche die Landessitte der Hindoos verletzen, und ihre Weiber, ihre Speisen, ihre Geräthe ꝛc. berühren. —

Der Zeitvertreib der Weiber aus den höheren Kasten besteht darin, daß sie sich salben, waschen, putzen, Betel kauen, Mährchen erzählen und Patschy spielen. Ein Stück Tuch, in

Form eines Kreuzes, worauf mehrere Felder abgetheilt sind, wird auf den Boden gelegt; die Spielenden lagern sich darum her, werfen mit sieben Muscheln, und besetzen die Felder mit hölzernen Knöpfen — darin besteht das eben genannte Spiel. —

Größer als die Weiber der Hindoos sind die moorischen Weiber; aber sie blühen und altern eben so früh. Ihre Farbe ist dunkelbraun, einige sind ganz schwarz. Die Haare werden vorn gescheitelt und hinten in einen Knoten geflochten; ihre weissen Zähne werden mit Spießglas schwarz gebeitzt, um ihre Augen wird ein schwarzer Ring gemahlt, die Nägel werden roth gefärbt. Ihre Tracht ist der Kleidung der Weiber der Hindoos fast gleich, nur tragen sie unter ihrem Gewande Pantalons, und verwenden weniger auf ihren Schmuck; Fig. 18. auf Tab. VI. stellt eine solche Frau dar. Das Gesetz verstattet auch den moorischen Männern nur Eine Gattin, aber dieses Gesetz wird, wie bey den Hindoos, und noch häufiger, von den Vornehmen überschritten. Die Nabobs und andere moorische Fürsten haben zahlreiche Serails, in welchen oft mehrere hundert Weiber aufbewahrt und durch Verschnittene bewacht werden. Verlassen diese Weiber ihren Harem, so müssen sie sich verschleyern. Man sieht von ihrem Gesicht weiter nichts, als den Schimmer der Augen. Der Schleyer besteht aus dichtem Cattun, worin für die Augen eine kleine Oeffnung ist, die jedoch wieder durch ein kleines Netz überdeckt wird. Auch die Weiber der Geringen verhüllen mit ihrem Gewande das Gesicht. Wenn die Vornehmen in Palankins oder Doolins reisen oder Besuche abstatten, so wird alles rund umher sorgfältig zugehangen, und bewaffnete Diener gehen zur Bedeckung mit.

Die Knaben werden nach dem achten Jahre beschnitten, welches mit vielen Ceremonien durch einen Iman verrichtet wird. Die Tanzmädchen der Mohammedaner werden bey keiner religiösen Handlung, außer bey Hochzeiten und bey der Beschneidung gebraucht; sie sollen mit den Almen der Aegypter viele Aehnlichkeit haben, und dienen gleich wie diese zum Vergnügen.

Zwölfter Brief.

Madras den 7ten May 1788.

Schon bin ich fast sechs Jahre hier, und die Zeit ist mir schnell vergangen. Mit dem Klima bin ich so ziemlich ausgesöhnt, und die empfindliche Hitze ist mir jetzt erträglicher als im Anfange; an den Umgang der Eingebornen, besonders da ich mich jetzt mit ihnen in ihrer Landessprache unterhalten kann, bin ich so sehr gewöhnt, daß ich mich dereinst gewiß ungern von ihnen trennen werde. Wie ganz anders diese Menschen leben, als wir Europäer, soll Ihnen mein heutiger Brief erzählen.

Die Wohnungen der Hindoos sind dem Range, oder dem Vermögen ihrer Besitzer gemäß eingerichtet; die Häuser der Vornehmen und Reichen sind von Backsteinen erbaut, und mit schönem weissen Chünnam (Muschelkalk), der ihnen ein Ansehn wie Marmor giebt, übertüncht. Dieser Kalk wird aus Muscheln,

welche die See auswirft, gebrannt, gestoßen, gemahlen, und mit Zuckerwasser versetzt, wodurch er Festigkeit und Glanz erhält. Vorn sind diese Wohnungen mit schönen Säulengängen umgeben, und in der Mitte des Gebäudes befindet sich der Hof, um welchen abermals ein Säulengang läuft. Die Schlafzimmer liegen im Quadrat im Unterhause um den Hof, wo die Weiber ihren Aufenthalt haben, und wo die Speisen bereitet werden. Die Häuser der Vornehmen sind zwey, auch drey Stockwerk hoch, hier halten sich die Männer am Tage auf; des Abends genießen sie der Kühle auf dem platten Dache, ohne die Weiber daran Theil nehmen zu lassen. Die Wohnungen der Geringern und Unbemittelteren sind nur von einem Stockwerke, im übrigen aber den vorigen ziemlich gleich, doch ohne Verzierungen und Säulengänge.

Das sonderbarste bey dieser Bauart ist, daß sie nur eine enge, niedrige Thür und kleine Oeffnungen nach außen zu haben; alle diese gehen auf den Hof; und da dieser nun rund umher bebauet ist, so gewährt das den Bewohnern den Vortheil, daß die Nachbarn nicht hinein spähen, und die Weiber sehen können.

Auch die Dächer dieser Häuser sind platt, einige aber auch mit Ziegeln oder Palmzweigen bedeckt. Vor den Häusern läuft eine Bank an der Wand hin, auf welcher die Indier des Abends zu sitzen pflegen, um mit einander zu schwatzen. Die Geringen schlafen auf einer Matte, die von Kokus, Schilf oder Palmblättern geflochten ist, und welche sie auf den Fußboden ausbreiten. Die Vornehmen aber bedienen sich eines Ruhebettes, worauf entweder eine Matte oder ein schöner Tep-

pich mit Polstern befindlich ist. Sobald der Indier des Morgens aufsteht, ist sein erstes Geschäft sich zu waschen, vorzüglich aber, Mund, Zähne und Zunge zu reinigen.

Der Indier hält des Tages zwey Mahlzeiten, nämlich des Morgens und Abends, und übergeht daher die bey uns übliche Mittagszeit ganz, weil zu der Zeit die Hitze am stärksten ist. Ihre Hauptspeise ist der Reis, welchen sie mit Correy oder Pfefferwasser vermischen. *) Der Correy ist ein Gericht, das mit Fleisch, Fischen oder Gemüsen gegessen und mit starken Gewürzen, als Chily-Pfeffer, schwarzem Pfeffer, Nelken, Kobus, Tamarinden rc. vermischt, und als eine Art Frikaßee zugerichtet wird. Pfefferwasser macht man bloß von Chily-Pfeffer, und feuchtet den Reis damit an. Ein anderes Gericht, welches die moorischen Völker dort vorzüglich essen, und das auch die Türken kennen, ist, Pillow, oder in Fett gebratener Reis mit Gewürz und gebratenem Fleische, welches letztere auch Kobob genannt wird. Der Correy ist als ein gewürzhaftes, heißes Gericht dem dortigen Klima sehr angemessen, weil der Körper bey der Hitze sehr zur Ruhr geneigt ist. Darum wird es auch den Europäern von den Aerzten sehr anempfohlen, und die Soldaten müssen es wenigstens einen Tag um den andern essen. Statt des Fettes bedient man sich geschmolzener Buffalo-Butter, welche Ghy genannt wird.

Der Indier hat überhaupt wenig Bedürfnisse zu seinem Lebensunterhalte; der einzige Luxus besteht bey ihm in Schmuck und Kleidung. Selbst bey den Aermsten, wenn sie auch weiter

*) Es ist bereits angezeigt, welche Kasten Fleisch essen dürfen.

nichts besitzen, als ein Stückchen Zeug, ihre Schaamtheile zu bedecken, findet man wenigstens für einige Gulden Ringe oder andern Schmuck von edlen Metallen. Die Familie setzt sich zum Speisen auf eine Matte oder einen Teppich, worauf ein großes, rundes, messingenes Geschirr mit den erwähnten Speisen gesetzt wird. Der Herr des Hauses, so wie überhaupt die Männer, essen zuerst, und die Weiber müssen sich mit dem begnügen, was übrig bleibt. Man führt die Speisen mit der Hand zum Munde, ohne daß die Finger die Lippen berühren; auch muß das ausschließlich mit der rechten Hand geschehen, weil die linke, wegen eines gewissen Geschäftes, für unrein gehalten wird. Statt der Teller bedienen sie sich der Blätter des Bananas- oder Pisang-Fruchtbaums.

Religionsgebräuche verbieten den verschiedenen Kasten mit einander zu essen; auch darf niemand, außer Personen ihrer Kaste, ihre Speisen oder Geschirre anrühren, weil sie davon alsdann nichts genießen dürfen. Zu ihrem Wohlleben gehört das Betelkauen und Tobacksrauchen. Die moorischen Völker rauchen aus dem Huckah. (Siehe Tab. VI. Fig. 19.)

Der Handel mit Betel ist sehr einträglich, weil fast jeder Indier, Junge und Alte, Vornehme und Geringe, ja sogar Portugiesen, die sich hier fortgepflanzt haben, vorzüglich aber alle Weiber sich desselben bedienen.

Die Tobacksblätter werden cylinderförmig aufgerollt, und in Indien Schroot, oder Seruta, in Amerika Zigaro genannt; das spitze Ende wird in den Mund genommen, das andere angezündet, und so verraucht.

Die Kleidung der Hindoos ist nach den Kasten, oder den

Vermögensumständen verschieden, auch werden die Turbane nach dieser Verschiedenheit getragen.

Die Dübaschis, (Siehe Tab. VII. Fig. 20.) so wie überhaupt die Vornehmen der Hindoos, tragen ein langes feines Gewand von weissem Mousselin, mit langen Aermeln, (welches viel Aehnlichkeit mit den jetzigen Modetrachten unserer Damen hat,) und um dasselbe einen Gürtel von der Farbe des Turbans. In den Ohren tragen sie große, runde, goldne Ohrringe mit einem Edelstein, Pantalons oder ein Stück Zeug um die Hüften, rothe oder gelbe tuchene, auch Marroquin-Pantoffeln. Die Geringern tragen statt des langen Gewandes ein kürzeres, das ohngefähr bis auf die Kniekehle reicht, von Cattun verfertigt ist, und so ziemlich einer Contusche gleicht. Auch tragen sie über der Schulter eine Art länglichten Schawl und farbige Pantoffeln, oder Sohlen mit Riemen, womit sie um den Fuß befestigt werden. Die noch Geringeren tragen, außer dem Turban, ein Stück Zeug um die Hüften, oder ein kleines Stück, welches so eben die Schaamtheile bedeckt.

Sobald ein Hindoo oder Mohammedaner in ein Haus kommt, zieht er seine Pantoffeln aus, weil es für eine Beschimpfung angesehen wird, jemanden mit Pantoffeln zu besuchen. Diese Etiquette beobachten sie auch gegen Europäer.

Die Kleidung der moorischen Völker ist jener beynahe gleich, nur daß die Turbane anders getragen werden; statt der weissen Gewänder bedienen sie sich oft verschiedener Farben; im Gürtel führen sie einen Dolch, und in einem Gehänge einen Säbel.

Die Krankheiten der Indier werden durch äußerliche und innerliche Mittel, durch Beschwörungen und Sympathien geheilt.

Die Arzneymittel bestehen aus Dekokten von Kräutern und andern Vegetabilien, und aus Salben. Der Aussatz Elephantiasis und die Lustseuche findet man hier häufig, so wie Leber- und Gallenbeschwerden. Kolik und Leibschmerzen heilen sie dadurch, daß sie sich an verschiedenen Stellen des Unterleibes brennen lassen; auch werden Kastor, Kokus und andere Oehle als Arzeneyen gebraucht. Wenn jemanden ein hitziges Fieber zustößt, oder ein Kranker in ein Delirium fällt, so glauben sie, er sey vom Pisaschi (d. i. der Teufel) besessen, welcher denn von den Priestern, Pandarum und andern Gauklern mit vielen Ceremonien ausgetrieben wird. Die Lustseuche heilt man durch äußerliche Mittel, die nachher die schrecklichsten Folgen nach sich ziehn. Es giebt unter den Indiern Kakerlaken, deren Haut ins röthliche fällt. Ihre Haare haben eine gelbgrünliche Farbe. Bey einigen verändert aber Krankheit die Farbe der Haut.

Höchst selten nimmt ein Hindoo in der Krankheit seine Zuflucht zu einem europäischen Arzte, weil er, vermöge seiner Religionsgebräuche, nichts genießen darf, was ein anderer, der nicht zu seiner Kaste gehört, angerührt hat. So einfach ihre Mittel und ihre Heilarten sind, so ist die Sterblichkeit verhältnißmäßig doch nicht so stark unter ihnen, als man glauben sollte.

Dreyzehnter Brief.

Madras den 20sten May 1788.

Der Reis macht bekanntlich die Hauptnahrung der Indier aus, und versieht hier die Stelle des Brotes. Außer diesem wird auch Natschini und Komboo (eine Art Hirse) und Gram (eine Art Linsen) gebaut, wovon man die ersteren beiden Sorten ißt, den Gram aber zur Fütterung des Viehes, vorzüglich der Pferde, gebraucht.

Der Acker, der durch Ochsen oder Buffalos, die sie vor hölzerne Pflüge (Siehe Tab. VII. Fig. 21.) spannen, bearbeitet wird, ist fast durchgehends Marschland, das aber wegen der großen Dürre oft bewässert werden muß.

Der Reis, der vieler Wartung und Mühe bedarf, wird, sobald er aufgegangen ist, und einige Zoll Höhe erreicht hat, verpflanzt. Da die Consumtion dieses Korns, von welchem der Indier fast allein leben muß, und wovon noch das Federvieh gefüttert wird, so groß ist, so kann man sich die Menge der Arbeitsleute denken, welche zu dessen Anbau erfordert werden. Selten wird der Acker gedünget, weil er fast durchgehends fett genug ist; braucht man aber Dünger, so wird er von dürren Zweigen und Laub gemacht. Der Reis wächst sowohl im fetten Erdboden, als auch im dürren, oder Sandlande; nur erfordert letzterer einigen Dünger, den ersterer gar nicht bedarf.

Der Indier erntet zweymal des Jahres, an einigen Orten sogar dreymal; doch hångt es vom Regenwetter ab, wenn die Ernte gut ausfallen und ergiebig seyn soll.

Die Reisfelder sind von Wasserleitungen durchzogen und mit kleinen Schůtten versehen, um das Wasser auf die Felder ab und zu leiten zu kőnnen. Sobald der Reis verpflanzt ist, muß er, um zu gerathen, bis zu einer gewissen Zeit vor der Reife immer einige Zoll hoch im Wasser stehen, welches durch Bäche, Teiche, Quellen oder Brunnen dahin geleitet wird. Diese můhsame Arbeit geschieht auf verschiedene Arten, wovon die leichteste die Leitung des Wassers aus Flůssen oder Bächen ist; desto schwerer wird sie aus andern Wasserbehåltern, wozu man sich vorzůglich der sogenannten Pikottis, (Siehe Tab. VIII. Fig. 22.) einer Art von Schwengel, an dessen Stange ein Eimer hångt, bedient. Ein Mann tritt oben mit den Fůßen diese Schwengel, damit der Eimer sich ins Wasser herunter senke. Dann tritt er auf die andere Seite, indem er sich an einer Stange hålt, worauf der Eimer in die Hőhe fåhrt. Unten steht ein Mann, der den Eimer ausschůttet. Beide singen dazu, um die Sache tact= und ebenmåßig zu verrichten, und dieß geht mit bewundernswůrdiger Schnelligkeit von statten.

Wo keine Pikottis angebracht sind, wird das Wasser durch zwey Menschen, die einen dicht geflochtenen Korb an zwey Leinen halten, heraus geschőpft.

Sobald der Reis seine Reife erlangt hat, wird er abgeschnitten, eingefahren, getrocknet, und unter freyem Himmel auf einem harten, ebenen Lehmboden, im Kreise umher gelegt, und von Ochsen oder Buffalos ausgetreten. Das Korn wird

hierauf gereinigt und in Säcken zum Gebrauch aufbewahrt. Der Reis hat aber eine Hülse, die, ehe er genossen werden kann, abgelöst werden muß: und dieses thun sie, indem sie ihn in einem hölzernen Mörser stoßen. (Siehe Tab. VIII. Fig. 23.) Derjenige Reis, von welchem man die Hülse nicht absondern will, ist das kleinste Korn, Paddy, und wird zum Futter für das Federvieh gebraucht.

Der Gram, eine Art Linsen, muß, ehe er verfüttert wird, gekocht werden. Die Pferde bekommen ihn hier statt des Hafers, zwey bis drey Portionen des Tages, die man ihnen in einem Beutel vorhängt.

Heu kennt man hier nicht, das Hornvieh wird zum Weiden ausgetrieben, Pferde aber mit Gras gefüttert, welches von Leuten (Pillookara), die besonders dazu gehalten werden, geschnitten, oder vielmehr ausgehackt wird. Ein Pferd erfordert einen eigenen Wärter (Kudrekara), der sich mit Wartung mehrerer Pferde nie abgiebt; es muß also bey jedem Pferde ein besonderer Pferdewärter und Grasschneider gehalten werden, welches die Unterhaltung der Pferde sehr kostbar macht. Die Grasschneider sind oft die Frauen der Pferdewärter, sie müssen so viel Gras bringen, wie ein Pferd in vier und zwanzig Stunden verzehren kann.

Zur Erhaltung dieser Thiere wird erfordert, daß ihnen alle acht oder zwölf Wochen eine Medicin (Maßaal) von Gewürz und Saffran gereicht wird, wodurch Koliken und andere Krankheiten verhütet werden. Magere Pferde werden durch abgekochte Schafsköpfe — wovon ein Teig gemacht und ihnen in dicken Pillen gereicht wird — wiederum fett gemacht.

Elephanten und Kameele werden mit Gram und Reis gefüttert, außerdem erhalten sie Laub und Baumzweige zu ihrer Nahrung.

Die Gärten der Indier haben wenig Künstliches; die Befriedigungen derselben bestehen aus hohen Hecken von allerley Gesträuch, worunter die Milkhedge — ein Gesträuch ohne Blätter, dessen dicht in einander geflochtene Stengel eine weisse Milch enthalten, und das von keinem Vieh gefressen wird, weil es Gift enthält — die besten sind. Von den Gemüsen sind die Ignamen, eine Art länglichter, wässerichter Kartoffeln, Jamwurzeln und andere Kohlarten, die von den Eingebornen zu ihrem Correy gegessen werden. Auch ziehen sie Mohn, Betel, Jugwer, Pfeffer und andere Speccreyen.

Der Kokusbaum wird am häufigsten gezogen, und ist für die Indier am einträglichsten. Dieser nützliche Baum ist oft die ganze Haabe eines Indiers. Er erreicht eine Höhe von sechzig bis achtzig Fuß, seine Zweige formiren oben eine Blätterkrone; soll der Baum nicht zu stark, oder gar nicht tragen — denn es ist ihm schädlich, wenn er zu viele Früchte hat — so wird die Blüthe, die an einem langen Stiel hervor schießt, mit Bast zusammen gebunden, die Spitzen abgeschnitten, und ein Topf daran gehängt. (Siehe die Figur im Vordergrunde linker Hand, Prospect No. 7.) Es läuft ein weißlicher Saft aus selbigem — Taddy — der Morgens und Abends gesammlet wird. Dieser Taddy ist von süßsäuerlichem Geschmack; man trinkt ihn dort vorzüglich des Morgens vor Sonnenaufgang, weil er leicht in Säure übergeht.

Die Indier machen aus selbigem Essig und Zucker (Jag-

garee). Sobald die Blüthe keinen Saft mehr geben soll — wovon sie des Tages zwey bis drey Quartier erhalten — wird sie mit Lehm verpicht. Die Nüsse hängen gleich einer Traube an den Blüthenstielen von zehn bis zwanzig Stück herab, wovon jede drey bis vier Pfund wiegt; sie haben eine olivenfarbige fasige Oberschaale, die eine dreyeckige Form hat. Der Saft dieser Nuß ist, ehe sie zur Reife gelangt, äußerst schmackhaft, und vorzüglich des Morgens sehr erfrischend. An der inneren Schaale setzt sich ein weißlicher Schleim, der nachher zum Nußkern wird; aus selbigem wird demnächst Oehl gepreßt, den die Indier zum Brennen, und noch als Medicament gebrauchen. Die dortigen Engländer machen aus einer Mischung Taddy, etwas Porterbier, Zucker und Wasser ein Getränk (Country Beer), welches sehr schmackhaft und durststillend ist, aber sich nicht lange hält. Die Blattstiele sind zwölf bis sechzehn Fuß lang, und werden zu Deckung der Pariar-Hütten, Viehställe und anderer kleinen Cabanen, auch zu Befriedigungen als Zaunwerk, oder zum Brennen und zu Kehrbesen gebraucht. Der Palmbaum — die Weinpalme — wird nicht so hoch, wie der Kokus; seine Zweige haben die Gestalt eines Fächers, die Anfangs, wenn sie hervor schießen, zusammen liegen, nachmals aber wie ein ausgebreiteter Fächer aussehen; sie haben zwischen siebenzig und achtzig Blätter. Der Saft — Palmwein — braust wie Champagner, und ist sehr schmackhaft, er wird wie der Kokussaft gebraucht.

Die Nüsse finden wenigen Beyfall, und haben wenig Nutzen. Aus den Blättern werden die Olles — worauf die Indier schreiben — Sonnenschirme, Körbe, Säcke, Matten rc. verfertigt.

Aus dem Bast, welchen die Natur erzeugt, die Zweige an dem Stamm fest zu halten, werden Seile und Schiffstauwerke gemacht. Zu Ankertauen soll es vorzüglich gut seyn, indem es der Nässe und Fäulniß besser widersteht, wie das von Hanf. Der Stamm, welcher faserig, mithin zum Verbrauchen untauglich ist, dient zu Pfählen und Balken bey Gebäuden oder zu Befriedigungen.

Der Plantin, Bananas- oder Pisangbaum, gehört nicht unter die holzartigen Fruchtbäume, sondern eigentlich unter die Stauden-Gewächse; er erreicht eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß, hat schöne große Blätter, und eine wohlschmeckende Frucht, welche die Form einer Gurke und eine gelbe Haut hat, sie hat an Geschmack einige Aehnlichkeit mit der Feige, nur daß sie mehliger ist. Der Baum steht und trägt nur ein Jahr; die Ableger werden zum nächsten Jahre verpflanzt. Die Indier zieren ihre Tempel oder Ehrenpforten damit an den Festtagen bey Processionen; die Frucht wird auch mit Butter gebraten gegessen.

Zu den vorzüglichsten Früchten gehören die Ananas, Mangos, Kustard-Aepfel, Guaves, Rosen-Aepfel, Granat-Aepfel — Orangen, Zitronen oder Limonen, Pomkin 2c.

Die Ananas, die wir in Europa künstlich bauen und sorgfältig pflegen, bedarf hier keiner besondern Wartung, weil Indien ihr eigentliches Vaterland ist.

Die Mango ist von der Größe einer ansehnlichen Pfirsche, ihre Haut olivenfarbig, das Fleisch faserig und gelb, sehr saftig, aber etwas harzartig. In dem großen ebenfalls faserigen Kerne befindet sich oft ein Insect, das einer Fliege ähnlich ist; es frißt sich, wenn es seine Vollkommenheit erreicht hat, durch

den Kern und die Frucht durch, und sucht das Freye. Vermuthlich legt dieses Insect seine Eyer in die Blume, aus welcher das Thierchen sich entwickelt, und in dem Kerne seine Vollkommenheit erreicht. Uebrigens schadet es der Frucht keinesweges; nur muß man die Stelle, wo sich solches durchgefressen hat, ausschneiden.

Der Kustard-Apfel hat eine weiche Schaale von rothgrünlicher Farbe, ist etwas größer als die Mango, von mehligem aber angenehmen Geschmacke, und hat inwendig mehrere schwarze Kerne von der Größe einer kleinen Bohne.

Der Guava ist von der Größe eines kleinen Borsdorferapfels, hat eine grüne, weiche Schaale, röthliches Fleisch, mit kleinen weissen Kernen vermischt, und kommt im Geschmacke unserer Erdbeere nahe. Der Rosen-Apfel hat viele Aehnlichkeit mit der Guava, nur ist er im Geschmacke darin verschieden, daß er wie Rosen schmeckt und riecht.

Der Granat-Apfel hat eine harte grüne Schaale und die Größe der Mango. Wenn er seine Reife erlangt, berstet die Schaale von einander; inwendig sind die Kerne mit einem zarten, rothen Fleisch umgeben, welches einen weinsäuerlichen Geschmack hat.

Der Pomkin oder Pumpkin ist eine Art Kürbis, dessen Fleisch oft gedämpft gekocht, oder in einer Torte gebacken wird.

Der Banian-Baum, der unter die Wurzelbäume gehört, hat einen Stamm, der einer Wulst in einander geflochtener Reben gleicht. (Siehe die Stämme auf dem Prospect No. 8.) Er erreicht eine Höhe von zwölf bis achtzehn Fuß, ehe er Zweige treibt, die dann sich rings umher ausbreiten, und, wie der alte

Stamm, wieder kleine Aeste erzeugen, die in Form einer Geißel senkrecht zur Erde schlagen und einen neuen Stamm bilden, welcher wieder neue Aeste bekömmt. Man trifft ihn bey den Pagoden, Choultrys, und an den Heerstraßen an; bey Kaddalore habe ich selbst einen sehr großen Banian gesehn, der einen solchen Umfang von Aesten hatte, daß zwey tausend Menschen sich hinlänglich unter seinem Schatten lagern konnten. Joes beschreibt diesen Baum in seinen Reisen durch Indien.

Der Tamarinden-Baum hat gewöhnlich die Höhe eines unserer Wallnuß-Bäume; die Frucht befindet sich in einer sechs Zoll langen Schote, worin man drey bis vier braune Bohnen, welche der Saame sind, findet, und um welche ein braunes Mark liegt, das, mit Zucker eingemacht, sehr wohlschmeckend ist; die Indier gebrauchen sie an ihren Speisen und auch als eine Arzeney, in welcher letztern Eigenschaft sie auch bey uns bekannt sind.

Der Tick-Baum hat mit unserer Eiche viel Aehnlichkeit, wächst zu einer beträchtlichen Größe und Stärke, und wird zu Meublen, Gebäuden und dem Schiffsbaue gebraucht.

Der Bambus gehört unter die Gesträuche, ist aber in jenen Welttheile von vielem Nutzen; er hat mit unserm Ahorn darin einige Aehnlichkeit, daß er inwendig hohl ist, und abgetheilte Schüsse hat; er wächst aber schlank in die Höhe, wird sehr hoch, und hat Stacheln und sehr zähes faseriges Holz.

Zuckerrohr wird zwar in Ostindien gezogen, es liefert aber nur groben, sogenannten Streuzucker, welcher nicht von der Güte ist, wie der westindische oder chinesische.

Aus Blumen machen die Indier sich wenig, und gebrauchen

sie nur, um wohlriechende Oehle und Essenzen daraus zu verfertigen, oder bey Festtagen und Hochzeiten zu Guirlanden, Kränzen und Bouquets. Ihre Lieblingsblume ist die Lotus.

Vierzehnter Brief.

Madras den 25sten May 1783.

Der Elephant, welcher in der südlichen Gegend der Halbinsel, besonders im Gebiete Madura zu Hause ist, ist ein nützliches Lastthier der Indier, und zu bekannt, als daß er einer weitern Beschreibung bedürfte. Eben so das Kameel.

Unter die vierfüßigen Raubthiere gehören der königliche Tiger, der Panther, der Leopard, die Hyäne, der Bär, der Fuchs und der Jackal. Letzterer scheint eine Abart des Fuchses zu seyn, nur daß seine Lunte nicht so lang und dick ist; auch hat er graugelbes Haar, und ist größer als der eigentliche Fuchs. Diese Thiere ziehen haufenweise hinter den Armeen und Karavanen her, und nähren sich von Leichen, die sie aus den Grüften wieder heraus kratzen; des Nachts machen sie ein fürchterliches Geheul. Antelopen, wilde Schweine, Hasen und Kaninchen, giebt es dort in Menge. Das Affengeschlecht ist hier zu Hause. Es giebt eine Menge großer und kleiner Affen, Orang-Outang, Gibbon, Capuciner-Affe, Mokock, und kleine gemeine oder türkische Affen.

Obgleich die Hunde wegen des heissen Klimas hier oft toll, und deßwegen häufig todt geschlagen werden, so vermehren sie sich dennoch außerordentlich. Ochsen, Kühe, Buffalos (Siehe Tab. IX. Fig. 24.), Schaafe und Ziegen giebt es hier in großer Menge. Die einheimischen Pferde der Koromandel-Küste sind sehr klein und von keiner edlen Race, daher sie unter der Benennung Pariar-Pferde bekannt sind. Stutereyen giebt es zu Hydrabat in Mysore, und Lahor im Lande der Maratten. Obgleich Pferde von Race daselbst theuer sind, so kann man sie doch von allen asiatischen Racen haben. Vorzüglichen Beyfall finden die der Küste Sumatra, von Pagu, Atschin und Manhilla, wegen ihrer Dauer und ihrer Schnelligkeit. Uebrigens sind sie klein, und haben einige Aehnlichkeit mit den Norbacker Pferden. Schwarze sind hier eine Seltenheit, die mehrsten sind Schimmel, Gelbe, Braune und Schecken.

Der große Geyer (Siehe Tab. IX. Fig. 25.), der rothe und braune Adler, der Sperber und Rabe gehören zu den geflügelten Raubthieren. Sumpfvögel kommen gegen die Zeit der Monsoon, und bleiben bis Februar. Rebhühner, wilde Tauben, Haselhühner und Floyerkings *) (eine Art Zwergtrappen) giebt es hier in großer Menge, so wie Sperlinge, große und kleine Papageyen, Staare und Singvögel aller Art, wovon der Baya oder Schneidervogel einer Erwähnung verdient. Dieser kleine Vogel, welcher ein sehr künstlich hangendes Nest bauet, ist von der Größe eines Sperlinges, mit braungelben Federn,

*) Ein Engländer, Mr. Floyer, der diesen in Europa unbekannten Vogel zuerst in Indien geschossen hatte, war die Ursache, daß man ihn nach seinem Namen Floyerking nannte.

gelblichem Kopfe und Füßen, hellfarbiger Brust, und dickem Schnabel. Er ist in Indien sehr gemein, außerordentlich gelehrig, treu und klug, und verläßt niemals freywillig den Ort, wo er seine Jungen ausbrütet. Er bauet sein Nest gewöhnlich auf den höchsten Baum, den er finden kann; er wählt dazu vorzüglich die Kokuspalme, oder indische Feige, und zieht diejenigen besonders vor, welche über einen Teich, Bach oder Fluß hängen. Sein Nest ist von trocknem Grase, welches er sehr dicht in einander zu weben versteht, und giebt ihm die Form einer länglichten Flasche. Es hängt an den äußersten Enden der Zweige, und wird vom leichtesten Winde hin und her bewegt. Ein solches Nest hängt über den großen Geyer auf Tab. IX. Fig. 25. Die Oeffnung geht von unten hinauf, damit die Raubvögel nicht dazu gelangen können; es besteht aus zwey bis drey Abtheilungen. Des Nachts findet man diese Nester erleuchtet, denn der Vogel trägt bey Tage Insecten in sein Nest, worunter der Feuerwurm ist, (der bey uns so bekannte Johanniswurm) welcher bey Nacht einen Glanz von sich giebt. Da nun oft ein Baum mit zwanzig bis dreyßig solchen Nestern behangen ist, so macht dieß eine sehr schöne Wirkung. Er ist leicht zahm zu machen, und erlernt allerhand Kunststücke, vorzüglich das Apportiren eines Stückes Papier oder Zeuges aus der Luft.

Unter den Nachtvögeln ist der fliegende Fuchs — Maky — (eine große Fledermaus) bemerkenswerth. (Siehe Tab. IX. Fig. 26. a) Sein haariger Körper ist etwa zwölf bis vierzehn Zoll lang; sein Kopf, seine Ohren und sein Gebiß, so wie die Farbe der Haare, gleichen völlig denen eines Fuchses; seine

Flügel messen von einer Seite zur andern fünf bis sechs Schuh. An den Füßen hat er große, hornartige Haken, womit er sich an die Bäume anhängt; des Nachts geht er auf seine Beute aus.

Unter dem Geflügel giebt es ferner wilde und zahme Gänse und Enten, Truthühner, auch gemeine Hühner und Hähne, Fasanen u. dergl.

Von den verschiedenen Schlangen, die man hier siehet, ist eine der sonderbarsten, deren Namen ich leider vergessen habe, die, wovon die Indier behaupten, daß sie alle drey Monate mit Kopf und Schwanze wechselt. Sie ist ohngefähr anderthalb Fuß lang, ziemlich dick, und am Schwanze kurz abgerundet, an welchem man einige Puncte und Striche bemerkt, die wie Augen, Nasenlöcher und Maul aussehen.

Die Augenschlange, welche die Engländer dort Coach whip snake, Peitschenschweppe-Schlange nennen, ist etwa drey bis vier Fuß lang, außerordentlich dünn, von grasgrüner Farbe, unter dem Bauche aber weiß. Diese hängen zuweilen mit dem Schwanze an den Zweigen der Bäume, vorzüglich des Tamarinden-Baumes, daß man sie also wegen der blätterähnlichen Farbe nicht leicht gewahr wird, und schießen auf dasjenige gern herab, was einen Glanz hat, als auf Schuhschnallen, Knöpfe und Augen, daher sie auch von den letzteren ihre Benennung, Augenschlangen, haben sollen. Ihr Biß ist tödtlich, wenn keine schleunige Hülfe vorhanden ist.

Die Ohrenschlange ist von der Größe und Dicke eines Regenwurms, von dunkelgrauer Farbe, und hält sich in alten Mauern und Gebäuden auf. Ihr Biß ist augenblicklicher Tod. Sie sollen besonders gern in die Ohren der Menschen, wenn sie

schlafen, kriechen, und daselbst ihren Biß anbringen. Zu Madras wurde einst ein eingeborner Sepoy-Officier des Morgens todt auf seinem Lager gefunden, und in einem seiner Ohren zeigte sich eine von diesen erwähnten Schlangen.

Außer diesen giftigen Thieren giebt es große schwarze und kleine braune Scorpione, welche die herumziehenden Fakire für Geld sehen lassen oder verkaufen. Auch finden sich Taranteln, Tausendfuß *) und anderes Ungeziefer.

Der Erzfeind der Schlangen ist der Mongoos (Mangus, Ichneumon oder Pharaons-Ratte); dieß ist ein kleines, graues Wieselchen, das sich sehr leicht zahm machen läßt und oft von Europäern zum Vergnügen gehalten wird. Sobald dieses Thier eine Schlange wittert, wird es unruhig und sucht den Feind auf. Beide kommen bald mit einander zum Streit, und der Mongoos ist fast immer Sieger. Sobald er seinen Feind erlegt hat, sucht er sich ein gewisses Kraut, wovon er frißt, und sich erbricht. Dieß soll ein Mittel gegen das Gift seyn, welches der Mangus während des Kampfes von der Schlange empfangen hat. Ich habe einen solchen Kampf mehrere Male selbst mit angesehn.

Die Palm-Ratze (ein kleines graues Eichhörnchen) ist hier sehr häufig, und hält sich vorzüglich auf Dächern und Bäumen auf.

Die Spitzmaus hat einen Bisam-Geruch, der oft Lebensmittel, Wein und andere Sachen verdirbt, sobald nur eine solche Maus darüber hinläuft.

Die Bandikuts, eine Art überaus großer Ratten, die bey-

*) Millipedes. Onisci — Lin. —

nahe die Größe eines jungen Spanferkels haben, sind in den Wohnungen sehr unangenehme Gäste. Die Pariars essen solche als eine große Delicatesse in ihren Correys.

Es giebt hier zwar Schweine; allein da die Indier, die Pariars ausgenommen, nicht davon essen, und diese Thiere sich vorzüglich von unreinem Futter nähren, so werden sie auch selbst von den Europäern wenig gesucht.

Die Guanas oder Liquan sind eine Art großer Eydexen, die von den hiesigen Aerzten bey geschwächten Kranken sehr zur Stärkung empfohlen werden. Man kocht eine Suppe davon, die einer Hühnersuppe gleicht, und sehr schmackhaft und stärkend ist. Auch ist das Chamäleon hier zu Hause.

Ameisen giebt es hier verschiedener Art, als 1) die großen schwarzen, die auch geflügelt erscheinen, und von den Indiern gebraten, und als große Leckerbissen gegessen werden. 2) Die kleinen braunen, oder die gemeine Ameise. 3) Die Termiten, oder weissen Ameisen, welche die gefährlichsten sind, sich durch Holz und andere Sachen fressen, und oft Papiere, Bücher, Wäsche u. dergl. verderben. Sie haben in den Gehölzen und andern Gegenden auf freyem Felde ihre Gebäude, welche in großen Hügeln, die sie pyramidenförmig von der Erde aufwerfen, bestehen. In diesen Hügeln haben sie ihre Wohnungen und Magazine, und ihre innere Bauart ist so ziemlich mit der der Bienen zu vergleichen. Sie sollen unter sich jede besonders ihre Beschäftigungen haben. Der eine Theil sorgt für den Bau ihrer Wohnungen und Magazine, ein anderer holt Lebensmittel herbey, und noch ein anderer vertheidiget die Wohnungen gegen ihre Feinde.

Die Muskitos, eine Art von Mücken, sind vorzüglich des Nachts äußerst beschwerlich. Ihr Stich verursacht nicht allein ein heftiges Jucken, sondern hinterläßt auch eine starke Geschwulst, welche nachgehends sehr schmerzt. Obgleich die Indier sowohl als die Europäer sehr auf Reinlichkeit in den Häusern sehen, so kann man doch hier die gehässigen Wanzen nicht los werden, die man fast in jedem Hause findet.

Schmetterlinge giebt es hier von außerordentlicher Größe und Schönheit, so wie auch eine unzählige Verschiedenheit von Käfern.

Hierher gehört ein überaus schöner Grashüpfer, dessen Abbildung ich wegen seiner Schönheit mit beygefügt habe auf Tab. IX. Fig. 26. b

---

Funfzehnter Brief.

Madras den 26sten May 1788.

In meinem frühern Briefe habe ich Sie bereits mit den Producten dieses Landes bekannt gemacht, welche die vorzügliche Quelle der Wohlhabenheit desselben sind, und wozu noch die Thätigkeit der Einwohner kommt, wodurch Handel, Künste und Gewerbe betrieben und belebt werden.

Der Indier hat in Ansehung des Handels viel Aehnlichkeit mit unsern Juden, er sucht seinen Vortheil, wo er kann,

mit allen Kunstgriffen zu erhalten, und scheut keine Mühe und Arbeit, wo es sein Nutzen erheischt. Diese Thätigkeit, der ewige Sporn des Gewinnstes erstreckt sich auch auf alle Handwerker und Künstler, daher man unter ihnen lauter wohlhabende Menschen findet. — Die Baumwolle ist ein Product, welches einem großen Theile der Einwohner Unterhalt und Nahrung verschafft. Die mehresten Cattun-Fabriken trifft man auf der nördlichen Seite der Halbinsel an. Die verfertigten Zeuge werden in Menge im Lande selbst verbraucht, und das Uebrige in alle Theile der Welt verführt.

Der Cattun wird auf eine sehr einfache Art, und ohne jene Weberstühle, die hier gar nicht bekannt sind, verfertiget.

Man steckt zwey Stäbe, deren jeder an der Spitze eine Gabel hat, worein ein Queerstock gelegt wird, in die Erde, und zwar so weit von einander, als das Stück breit werden soll. Auf der entgegen gesetzten Seite wird, so lang das Stück werden soll, eben so verfahren. Nun zieht man die Fäden zwischen diesen Stäben auf, ungefähr wie unsere Leinweber das Scheeren verrichten. Mit einem dünnen, runden Stock, auf welchem baumwollene Fäden gewickelt sind, fährt der Arbeiter (wie die Weber mit dem Schiffe und der Spule) durch die geschorenen Fäden, und webt auf diese Art den Cattun. Gewöhnlich geschieht diese Arbeit unter schattigen Bäumen, auf einem ebenen und harten Erdboden, der sehr rein gehalten wird; fällt Regenwetter ein, so nimmt man die Stäbe weg, wickelt die Fäden auf und geht damit nach Hause, (dieses geschieht auch alle Abende, wenn sie keine Wache dabey lassen) und so wird des andern Morgens die Weberey von neuem aufgeschlagen. Während der Regen-

zeit verfertigen sie kleine Stücke, die sie in ihren Wohnungen, unter den bedeckten Gängen, verfertigen.

Druckereyen giebt es hier gar nicht, und alles Zeug wird mit dem Pinsel gemahlt. Das Bemahlen der Cattune geschieht vermittelst eines Pinsels von Bambusrohr, auf dessen oberer Spitze etwas Baumwolle befestiget ist, die mit Farbe getränkt wird, und sich in das unterste Ende des Pinsels zieht, sobald die Baumwolle etwas gedrückt wird. Zu jeder Farbe werden besondere Pinsel genommen. Ein zum Mahlen bestimmtes Stück Zeug wird auf dem Boden (unter freyem Himmel oder im Hause) ausgebreitet, die Außenlinie der Muster mit Schwarz vorgezeichnet, und mit Farben ausgemahlt. Dieses versehen oft Kinder von acht bis vierzehn Jahren. Zu Paliakate werden vorzüglich schöne, feine Taschentücher verfertigt. Die nördlichen Zirkars liefern überaus schöne Cattune und Mousseline.

Seidene und halbseidene Zeuge erhält man aus Bengalen und China, indem die Küste Koromandel wenig Seide erzeugt, weil der Anbau der Maulbeerbäume bis jetzt sehr vernachlässigt ist.

Die Kauf- und Handelsleute (Banianen, Comity und Chatty) machen eine eigene Kaste aus, doch geben sich Braminen und Indier aus höheren Kasten sowohl als Mohammedaner mit dem Handel im Großen, mit Commissions- und Speditionsgeschäften und Lieferungen ab. Einer der wohlhabendsten Pächter zu Madras ist ein Hindoo, Namens Sunka-Rahma. Er hat für eine gewisse Summe alle Abgaben des Betel und Tobacks, der in und um Madras auf den Bazars verkauft wird, von der englischen Regierung gepachtet. Er spricht und schreibt

vollkommen englisch, hält sich eine europäische Equipage, und giebt in seinem Hause sowohl, als wie auf seinem Garten Lustpartien, wo man aufs beste bewirthet wird. Er selbst genießt nichts, weil das die Religionspflicht seiner Kaste nicht erlaubt. In seinem Hause hat er ein geräumiges Zimmer, welches nach europäischer Art aufs prächtigste meublirt ist, und worin er die Besuche der Europäer annimmt. In seinem Schlafgemach hängt ein prächtiges Bett, in Form einer Hangmatte, nach dem Modell des bekannten Doctor Grahams Himmlischen Bettes gemacht. Auch sein Gartenhaus ist mit europäischen und chinesischen Meublen versehen. Er ist ein unterrichteter Mann und ein angenehm unterhaltender Gesellschafter.

Die Landleute setzen ihre Produkte, als Reis, Hirse, Gram, Früchte, Federvieh, Gemüse, Betel und Toback in den Städten an ihre Unterhändler ab, die solche im Kleinen verkaufen.

Die Marktplätze werden Bazar oder Buzar, auch Bozostein genannt, wo man alle Bedürfnisse für Europäer und Indier findet. Zucker, Kaffee, Thee, Seidenzeuge, Porcellan, Glaswaaren rc. stehen in den großen Städten auf den chinesischen Bazar feil; baumwollene Zeuge aller Art, Mousseline, Nankin, Strümpfe rc. sind in Madras auf dem sogenannten Diebes-Bazar zu haben, der daher seinen Namen hat, weil da oft gestohlene Sachen verkauft werden. Man kann auch fertige Meublen, als Tische, Stühle, Bergeren rc. auf dem Schreiner-Bazar erhalten, oder dort nach seinem Geschmack bestellen.

Es giebt unter den Indiern verschiedene, die eigne Schiffe halten, und nach China und andern Theilen Asiens zur See sowohl als durch Karavanen zu Lande ansehnliche Geschäfte

machen. Der innere Handel durch Karavanen wird mit der Tartarey, Persien, dem mongolischen Reiche und andern benachbarten Ländern geführt; Seehandel mit der Küste von Afrika, China, Ava, Pegu und Siam, mit Sumatra und Java, den Molucken- und philippinischen Inseln.

Die mehrsten Schiffe werden in Bengalen, oder auf der Malabar-Küste und zu Bombay gebauet. Zu Bombay können große Schiffe gebauet werden. Das Material, das dazu gebraucht wird, ist Teakholz. Die größten Kauffarthеyschiffe, welche das Eigenthum eines Europäers, Armeniers, oder indischen Kaufmanns sind, werden von Europäern commandirt; die Schiffsmannschaft aber besteht aus Indiern (gewöhnlich moorischen Völkern), oder Pariars — Choliars. Kleine Fahrzeuge (Donys) werden nur von Choliars bemannt, und sind bloß Küstenfahrer. Die Brandung ist an der Koromandel-Küste so stark, daß sie das Ein- und Ausladen der Waaren außerordentlich erschwert. Eine gewöhnliche Schaluppe (oder Boot) würde, wenn es sich durch die Brandung wagte, entweder umgeworfen, oder von den Wellen auf den Strand getrieben und zerschmettert werden. — Deßwegen haben die Indier eigene dazu eingerichtete Boote — Maßooly (Maßuly), die mit Bast zusammen genäht und deren Ritzen mit Strohwischen ausgestopft sind, wodurch sie eine gewisse Biegsamkeit und Elasticität erhalten, die das Zertrümmern derselben verhindert. (Siehe Tab. VIII. Fig. 27.) Diese Boote ziehen zwar viel Wasser; allein einer der Bootsleute ist immer mit Ausschöpfen beschäftigt, und man hat keine weitere Gefahr dabey, weil auch selbst die Bootsleute so geschickt im Rudern und in der Führung

dieser Fahrzeuge sind, daß sehr selten eins umgeworfen wird. Geschieht es, so trägt sich das immer in der Brandung und so nahe am Lande zu, daß keine weitere Gefahr dabey ist, indem die Bootsleute geschickte Schwimmer, und gleich bey der Hand sind, die Hülflosen bey einem solchen Ereignisse zu retten. Da man allen Bewegungen, die eine Gleichförmigkeit erfordern, durch den Tact der Musik zu Hülfe zu kommen sucht, so singen die Männer, deren gewöhnlich neun bis zwölfe zu einem Boote gehören, während des Ruderns, so daß sie zwischen jeder Stanze das Ruder aufsetzen.

Die Katamaran dienen gewöhnlich zum Fischfang, oder werden zum Verschicken an den Küsten, oder für die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe gebraucht. Ein Katamaran ist eine Art Floß, der aus drey bis vier an einander gebundenen Balken besteht, auf welchen zwey bis drey Indier — Pariars — sitzen, und durch die Brandung in die hohe See rudern. (Siehe Tab. X. Fig. 28.) Sie gehen damit vorzüglich zum Fischen weit in die See, und wenn sie manchmal von den ungestümen Wellen umgeworfen, oder abgespühlt werden, schwimmen sie um das Boot herum, bessern den etwanigen Schaden aus, setzen sich wieder darauf, und rudern ruhig weiter. Diese Leute tragen eine kegelförmige Mütze von Schilf, Kokus- oder Palmblättern, worin sie die zu bestellenden Briefe 2c. aufbewahren, damit sie vom Seewasser nicht genäßt werden.

Die ostindische Gesellschaft unterhält zu dem Ein- und Ausladen der Schiffe über hundert dieser Maßooly-Böte und Katamarans, die unter der Aufsicht des Hafen-Capitains stehen, und auch an einzelne Personen überlassen werden.

Die Zimmerleute, Schreiner und Rademacher haben keine andere Werkzeuge als, Hobel, Meißel, Säge, Windelbohrer, Hammer und Axt; ihre Werkbank ist die Erde, und ihre Klammern die Füße. (Siehe Tab. X. Fig. 29.)

So einfach ihre Arbeitsmethode zu seyn scheint, so machen sie doch mit diesem rohen Handwerkszeuge die schönste Arbeit, sind äußerst gelehrig, und fassen sehr leicht ein Modell, nach welchem man irgend etwas zu haben wünscht; auch hat man den Vortheil, daß diese Menschen auf Verlangen ins Haus kommen, und das Verlangte unter eigenen Augen verfertigen.

Der Schmid führt sein Werkzeug, Schmiede und Esse mit sich, und arbeitet da, wo es verlangt wird. Will man ein Pferd beschlagen lassen, so kommt er vor den Stall, und verrichtet da das Geschäft. Die Hufeisen der Pferde haben hier keine Stollen. Er macht von Lehm und Erde seinen Herd, wobey ein Knabe sitzt und zwey kleine lederne Schläuche als Blasebälge mit den Händen drückt; zum Ambos nimmt er gewöhnlich einen großen Stein: und doch werden bey solchem einfachen Handwerkszeuge die berühmtesten Säbelklingen gemacht. (Siehe Tab. X. Fig. 30.)

Die Gold- und Silberschmiede, so wie auch die Juweliere, sitzen an den öffentlichen Bazars und arbeiten. Ihr Handwerkszeug besteht in einem kleinen Amboße, Zange, Hammer und Feile. Ueber einem Topfe mit Kohlen, welche sie durch ein kleines, eisernes Rohr anblasen, schmelzen sie die Metalle; ihren Schmelztiegel machen sie von Thonerde, Kohlenstaub und Kuhmist, der denn auch sehr haltbar ist. Sie machen, außer dem gewöhnlichen Schmuck der Indier, auch europäische Arbei-

ten, als Schnallen, Löffel, Tafel-Geschirre ꝛc., nur muß man ihnen Modelle dazu geben; auch machen sie die feinsten Drahtarbeiten auf Achat, Krystall und andern Steinen.

Die Schuster (Schäkler) versehen zugleich das Abdecken, und bereiten die Felle selbst zu; sie bedienen sich keiner Leisten, und nehmen das Maaß mit einem Stücke Kokusblatt. Man kann dort vier bis fünf Paar Schuhe für eine Pagode — etwa 2 Thlr. 6 Mgr. Caſſ. Geld — bekommen, und ein Paar Stiefeln kostet höchstens drey bis fünf Rupien. — Eine Rupie ist 22 Mgr. Caſſ. Geld werth. — Die Arbeit sowohl als das Leder hält nicht sehr lange; übrigens machen sie feine, saubere Arbeit. (Siehe Tab. XI. Fig. 31.)

Die Schneider (Siehe Tab. XI. Fig. 32.), welche europäische Kleidung verfertigen, sind aus den moorischen Stämmen. Sie arbeiten selten nach dem Maaße; man muß ihnen daher Modelle oder Muster geben, die sie nachbilden. Um das Maaß zu nehmen fassen sie das eine Ende ihres Talars (Kleides), messen damit, und bezeichnen den Ort dadurch, daß sie die zu bemerkende Stelle sich vor der Stirn reiben, wodurch der Schweiß einen schwarzen Strich auf dem Talare zurück läßt. Sie können jede Veränderung der Mode nachmachen, sobald man ihnen das Muster dazu giebt, und ihre Arbeit ist sauber, dauerhaft und gut.

Stickereyen in Gold und Silber werden dort gleichfalls von Mooren äußerst wohlfeil und gut gemacht.

Die Töpfer (Kosserer) haben eine sehr einfache Maschine, worauf sie die Topferde zu Geschirren ꝛc. drehen. Diese besteht in einem Rade, welches etwa drittehalb Fuß von der

Erde auf einem Zapfen steht, um welchen es sich drehet. Die Topferde wird oben auf den innern Wirbel des Rades gesetzt, dann dem Rade ein Schwung gegeben, worauf es eine Zeitlang im Laufe bleibt, während die Töpfer die Erde in das Gefäße formen, das nachher eine Glasur bekommt, und in einem Ofen gebrannt wird. Die Geschirre, worin man hier das Wasser zum Trinken aufbewahrt (Gocklets), werden mit keiner Glasur versehn, und sind daher porös, damit die Luft durchziehen möge, und das Wasser kühl erhalte.

Aus Kupfer werden wenig Geschirre gemacht; die mehrsten sind aus Meßing. Aus diesem Metalle verfertiget man die Gefäße, worin die Hindoos das Wasser holen und aufbewahren, sowohl als die Schaalen, aus welchen die Speisen genossen werden.

Die Oehlpressen, welche von Ochsen oder Buffalos gezogen werden, bestehen aus einem trichterförmigen hohlen Klotze, der etwa vier Fuß hoch ist, und unten eine kleine Oeffnung hat. Hier werden die Kokusnußkerne hinein geschüttet; ein dicker Keil, welcher durch Ochsen umgetrieben wird, zerquetscht den Kern, und das Oehl läuft durch die Oeffnung in ein Gefäß. Die ausgepreßten Kerne werden zum Futter des Viehs gebraucht. (Siehe Tab. XI. Fig. 33.)

Das Waschen und Platten versehen hier meistentheils die Männer von der Kaste der Gewerbe. Man zahlt entweder für die Wäsche Stückweise, oder verdingt sie monatlich, da man denn für eine Pagode so viel reine Wäsche haben kann, als eine Person in vier Wochen verbraucht, welches im hiesigen Klima, wo man so stark ausdünstet, keine unbeträchtliche Menge

ist. Diese Leute holen die schmutzige Wäsche auf Eseln ab, und nehmen sie nach ihrer Wohnung mit, wo sie sie auf folgende Art waschen: Erstlich buchen sie das schmutzige Zeug in dem Qualme des Muschelkalks, dann tauchen sie es bey einem Fluße oder Tänk ein, und reinigen es dadurch, daß sie es auf einen Stein schlagen; hierauf wird es getrocknet und geplattet, und auf dem Esel wieder an die Behörde abgeliefert. Das Platten versehen wiederum andere, als die Wäscher.

Man kann sich nichts schöneres von weisser Wäsche denken, als diese ist, und die Geschicklichkeit dieser Leute ist so berühmt, daß man oft aus England ganze Ladungen schmutziger Wäsche schickt, um in Indien gewaschen zu werden.

Die Barbiere und Haarfriseurs sind gleichfalls aus der Kaste der Gewerbe. Erstere sind Musiker bey den Götzen und andern Processionen. Sie rasiren äußerst reinlich und leicht, schneiden auch die Nägel vermittelst eines feinen Meißels ab, reinigen die Ohren, und ziehen die Gelenke der Finger und übrigen Theile des Körpers so lange bis sie knacken, welches sie für sehr gesund halten.

Wie alt die Baukunst bey den Indiern sey, beweisen die uralten Denkmähler, die man an den Pagoden, Choultrys, Festungen rc. findet, welche entweder in Fels gehauen oder von Stein erbauet sind. Bildhauer, Bildschnitzer und Erzgießer machen sehr schöne Figuren, die aber aus religiöser Hinsicht oft kolossalisch und ungestaltet ausfallen. Die Mutschies (Mahler) verstehen nichts von Perspective, Haltung, Licht und Schatten; da Indien aber die schönsten Farben erzeugt, so wissen sie ihren Mahlereyen ein schönes Colorit zu geben. Die Musik

verdienet bey ihnen nicht unter die Künste gerechnet zu werden, weil sie äußerst einfach ist; die Abwechselung der Töne sowohl bey den Instrumenten, die ich schon vorher erwähnt habe, als beym Gesange, sind ganz ohne Harmonie; auch empfinden die Hindoos bey den Concerten der hiesigen Europäer nichts für Musik, und versichern, daß sie das eintönige Geräusch ihrer Schalmeyen, Sackpfeifen und Tomtoms lieber hören, als ein Concert der Europäer. Gleichwohl brauchen sie lange Zeit, um ihre Art von Musik zu erlernen. Auf Tab. XII. ist Fig. 34. ein junger Indier, der die Vina spielt und dazu singt. Dieses Instrument besteht aus einem etwa drey Fuß langen Bambusrohr, mit sieben Metallsaiten bezogen; von der Mitte bis zum untern Ende befinden sich an selbigem zwey bis drey hohle Kürbisse, die zum Resonnanz dienen; er hat mehrere Stege, wie die Bande auf der Guitarre, welche die reinen Griffe sichern. Der Ton desselben hat einige Aehnlichkeit mit dem einer Zither, nur daß er stärker und hohlklingender ist.

Münzen werden zu Madras und in andern großen Städten der Halbinsel geprägt. Das Metall wird geschmolzen, in eine Form gegossen, und dann vermöge eines Stämpels durch Schlagen geprägt. Unter den Goldmünzen sind die Stern-Pagoden die häufigsten; außer diesen hat man die bengalischen Gold-Mores, Portovova-, Pondischery- und Hyder-Pagoden, Gold-Fanams rc.

Die Stern-Pagoden sind von der Größe einer halben türkischen Bohne, dick und auf der einen Seite platt, auf welcher das Bild eines Sammys (Gott des Reichthums), geprägt ist, woher sie auch Sammy-Pagoden genannt werden; auf

der andern Seite sind sie erhaben, und mit einem Sterne, der mit lauter Punkten umgeben ist, geprägt. In allen Berechnungen werden sie zu 42 Fanams angenommen, im Wechsel-Cours gelten sie nach Umständen bis zu 47 oder 48. Die Gold-Fanams sind nur auf der südlichen Seite der Halbinsel in Umlauf, sind sehr klein und dünn, und haben den Werth von vier bis sechs Fanams.

Die Rupien, wovon das Stück zwölf Fanams hält, sind eine Silbermünze, von der Größe eines halben Gulden, aber noch einmal so dick; sie sind auf beiden Seiten platt, und führen Inschriften der Landessprachen.

Die doppelten und einfachen Fanams sind ebenfalls auf beiden Seiten flach; die einzelnen, deren Werth vierzehn bis funfzehn Pfennige beträgt, sind etwas größer als eine Linse, aber dabey dick; auf der einen Seite steht das Gepräge des schon erwähnten Sammys, und auf der andern die Figur eines lateinischen C. Die Kupfermünzen sind Duddys und Kasch, wovon die erstere die Größe eines mittelmäßigen Knopfes haben, und den achten Theil eines Fanam werth sind. Die Kasch sind noch kleiner und dünner, und es gehen deren vier auf einen Duddy.

In Bengalen ist noch eine geringere Münze als die Kasch gebräuchlich: dieß sind die Kauries, oder weissen Venus-Muscheln, welche die See dort häufig ans Ufer wirft. — Die Wechsler halten sich bey den Bazars auf, und treiben ihren Wucher mit dem Umsatze der Pagoden und anderen Goldmünzen.

Die kleinen Flüsse, Bäche und Quellen führen Goldstaub mit sich, welcher auf eine mühvolle Art gesucht wird. Die

Indier legen ein Sieb auf den Grund des fließenden Wassers, und sammeln den von dem Wasser zurück gelassenen Bodensatz, welchen sie nachher läutern, und woraus sie den darin befindlichen Goldstaub absondern.

Man rechnet, daß die Sammler im Durchschnitte sich des Tages fünf bis sechs Fanams mit dieser Arbeit verdienen. Aus diesem allem kann man den Schluß ziehen, daß der Indier durch die reichen Erzeugnisse seines Landes und durch seine Thätigkeit vor Mangel geschützt ist. Eigentlich Nothleidende giebt es gar nicht; denn der Indier ist von Natur mitleidig, und reicht seinen Nebenmenschen gern von dem Ueberfluß seines Vermögens. Umherstreichende Bettler (ich rechne die Büßer, Pandarum und andere religiöse Schwärmer nicht hierunter, weil diese, ihrem Religionsgebrauche zu Folge, privilegirte Almosensammler sind,) findet man hier wenig, und diese wenigen sind gewöhnlich zum Christenthum übergegangene und verarmte Hindoos, oder verstümmelte und gebrechliche Menschen.

Sechzehnter Brief.

Madras den 2ten August 1788.

Die Rechtsgelehrten fangen seit einiger Zeit an, hier eine große Rolle zu spielen, und haben sich in den letztern Jahren sehr vermehrt, da die Indier das ihnen sonst unbekannte Proceßfuh-

ren lieb gewonnen haben. Indessen herrscht diese Sucht nur unter den Indiern in und um Madras und in andern großen Städten, wo Handel und Wandel mit Europäern getrieben wird. Ehemals begnügte sich der Hindoo, seine Klagen erfahrnen Braminen vorzulegen, die solche nach den Gesetzen ihres Vedams entschieden; oder Aeltern und Verwandte suchten auch wohl die Parteyen zu vergleichen. Jetzt aber eilt man bey jeder Kleinigkeit zu einem Rechtsgelehrten, und wagt nicht selten sein bischen Vermögen daran, um einen Proceß durchzuführen. Wie schön diese Herren ihre Rechnungen zu machen wissen, beweist folgendes. — Der Rüstmeister unseres Regiments hatte für gemachte Arbeit eine Forderung an einen Engländer, die er nicht in Güte erhalten konnte. Er wandte sich daher an einen Advokaten, der die Schuld, welche funfzig Pagoden betrug, einklagen mußte, und auch bald herbey trieb. Wie groß aber war des Mannes Erstaunen, als er die Rechnung von seinem Anwalde erhielt, die nicht weniger als vierzig Pagoden betrug!!! Der arme Gläubiger erhielt also von seiner Schuldforderung nur zehn Pagoden. Es kommt auch so genau nicht darauf an, ob diese Herren die Rechte studirt haben, wenn sie nur etwas mit den Gesetzen bekannt sind, Beredsamkeit besitzen und überhaupt etwas schlau sind.

Vor einigen Jahren ging ein Officier, der in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie stand, ab, und wurde — Advokat. Er hält jetzt eine schöne Equipage, lebt auf einem großen Fuß, und gilt für einen der geschicktesten seiner Collegen.

Manchmal handeln diese Herren aber auch ohne irgend ein Interesse. Ein paar Soldaten hatten einem Uhrmacher alle

Uhren, welche er in Reparatur hatte, gestohlen. Sie wurden ertappt und vor das Criminal-Gericht gebracht. Hier gestanden sie die That ein, und würden hingerichtet worden seyn, wenn ihr Vertheidiger — ein Advokat — nicht aufgetreten wäre und bewiesen hätte, daß der Gang der Untersuchung illegal gewesen. Der Uhrmacher hatte nämlich in seiner Anklage gesagt, die Soldaten hätten ihm seine sämmtliche Uhren gestohlen, da doch keine einzige davon sein Eigenthum sey. Bekanntlich werden die englischen Gesetze wörtlich ausgelegt, und dieß ist besonders oft zu Gunsten der Schuldigen. Der Umstand rettete den Thätern das Leben; doch wurden sie deportirt.

Da ich heute nun einmal über diesen Gegenstand zu schreiben angefangen habe, so will ich fortfahren, Ihnen einiges über hiesige Gerichtspflege, Strafen rc. mitzutheilen.

Die indischen Besitzungen sind der englischen Regierung nicht unmittelbar unterworfen, sondern stehen unter den Directoren der ostindischen Gesellschaft, welche wieder von einer Commission abhängen, die die eigentliche hohe Regierung der indischen Angelegenheiten ist und Board of Commissioners of the affairs of India heißt.

Die englische Criminal-Gerichtsbarkeit erstreckt sich über die Bewohner der Präsidentschaft Madras bloß in so fern, als die Eingebornen ein Criminal-Verbrechen in den Garnisonen gegen oder mit einem englischen Unterthan begehn. Diese Gerichte, welche vierteljährig ihre Sitzungen zu Madras halten, heißen die Quarter sessions (vierteljährige Sitzungen). Processe werden, in so fern sie Antheil oder Verbindung mit oder an einem Mitgliede der englischen Unterthanen haben, bey dem

Court of Judicature (Gerichtshofe zu Madras) verhandelt. Alle übrigen geringern Gerichts- und Polizeysachen werden von den Residenten der Districte, oder den Militair-Commandanten des Orts betrieben. Was jedoch die Einwohner betrifft, die nicht geradezu unter englischer Gerichtsbarkeit stehen, oder Verbrechen gegen ihre Kaste begehn, so haben diese ihre besondern weltlichen und geistlichen Gerichtshöfe.

Alle Angelegenheiten, die sich auf die Religion beziehen, so wie Verlöbnisse, Heirathen und Ausstattungen, werden von einer Commission erfahrner Braminen entschieden. Alle Processe werden von den Vorstehern der Kasten unentgeldlich verhandelt. Civil- und Criminalsachen gehören vor das Tribunal des Nabobs, Rajahs oder Fürsten, in dessen Landes-Bezirke Verbrechen der Art vorfallen. Die Strafen sind der Galgen, Abschneiden der Nase und Ohren, körperliche Züchtigung, Ausstoßung aus den Kasten, Confiscation der Güter, Landesverweisung rc.

Die Ablegung eines Eides geschieht bey den Hindoos vor den Tempeln; die Mohammedaner betheuern die Wahrheit bey dem Koran.

Die Hindoos legen bey einem Eide beide Hände auf den Kopf, indem sie die Göttin der Rache (Parvady) anrufen, sie zu strafen, falls sie die Unwahrheit reden würden.

Die District-Richter oder Polizey-Verwalter heißen Cuttwall — Cutwahl — und verhängen die geringen Strafen. In den Garnisonen sprechen die Cuttwall gewöhnlich englisch, und müssen die Districts-Residenten oder Commandanten der Oerter mit den üblichen Gesetzen des Landes bekannt machen, über die

Polizey wachen, und für die Ausübung der etwanigen Strafen Sorge tragen.

Das Abschneiden der Nase und Ohren ist die Strafe der Theilhaber an geringen Diebstählen, welchen auch wohl, den Umständen gemäß, eine Hand abgehauen wird. Die körperlichen Züchtigungen bestehen in einer Anzahl Hiebe, die den Verbrechern auf den bloßen Rücken mit dünnen Rohren gegeben werden.

Frauenzimmer werden wegen Ehebruch und kleinerer Vergehen der Untreue, oder Verletzung ihrer Kaste, aus derselben gestoßen, oder mit Geldbuße oder körperlichen Züchtigungen bestraft, auch, nach Beschaffenheit der Umstände, ihres Haares beraubt, welches ein großer Schimpf ist. Dieses letztere erfahren auch solche Dirnen, die venerische und andere ansteckende Krankheiten andern mittheilen: wobey sie mit Kuhmist beschmiert und auf einem Esel verkehrt sitzend mit einem Tomtom im Orte umher geführt werden.

Die vornehmsten Gesetze der Hindoos sind: 1) Niemanden zu tödten; 2) nicht zu stehlen; 3) nie seines Nächsten Weib zu verführen; 4) niemals zu lügen; 5) alle Getränke zu vermeiden, welche berauschen; 6) nie seine Kaste zu verlassen; 7) keine öffentliche Gebände und Anlagen zu zerstören; 8) keine falsche Münze zu machen; 9) kein Tyrann, grausamer und unbarmherziger Peiniger irgend eines lebenden Geschöpfes zu seyn; 10) keine Gewaltthätigkeiten gegen Priester, heilige Büßer, Ackerleute und Frauenzimmer zu begehen; 11) niemanden seinen verdienten Lohn vorzuenthalten, und 12) keinen Tempel zu entweihn, oder einen zu betreten, ohne sich gewaschen zu haben.

Das Stehlen ist bey den Indiern vor Zeiten ein so seltnes Verbrechen gewesen, daß ein zuverlässiger Mann mich versichert hat, man habe einen erlittenen Diebstahl dem Vorsteher der Gemeinde, worin derselbe geschehn, nur anzeigen dürfen, und man sey sicher gewesen, wenn auch der Thäter nicht hätte ausfindig gemacht werden können, den erlittenen Schaden von der Gemeinde vergütet zu erhalten. Durch häufige Mißbräuche ist diese löbliche Sitte jedoch abgekommen.

Einem unserer Officiere wurde auf Reisen in einer Choultry seine Börse entwand, und er zeigte es sogleich dem Vorsteher des zunächst liegenden Dorfes an. Am folgenden Morgen fand er die Börse vor der Choultry hängen, ohne daß etwas an den Gelde fehlte.

Da die Indier sehr abergläubisch sind, und Hexereyen und andere übernatürliche Dinge glauben, so kann man dieß zur Entdeckung eines Diebstahls sehr gut benutzen. Einst vermißte jemand einen silbernen Eßlöffel, und schickte zu einem Gaukler, um den Thäter des Diebstahls zu entdecken. Nachdem der Hexenmeister einige Zeit seinen mystischen Proceß getrieben hatte, zeigte er dem Herrn vom Hause an, daß der Löffel in den Brunnen, welcher sich im Hofe des Hauses befand, liege. Es wurde ein Taucher hinabgelassen, der den verlornen Löffel alsbald herauf brachte. Den Vorgang der Sache kann man sich also erklären: der Dieb, welcher wahrscheinlich ein Dienstbote des Hauses war, und der befürchtet hatte, der Gaukler möchte ihn wirklich als den Thäter ausfindig machen und anzeigen, hat dem Gaukler wahrscheinlicher Weise seinen begangenen Diebstahl gestanden, und ihn bestochen, oder gebeten, ihn nicht zu

verrathen; worauf der Gaukler ihm den Rath gegeben, den Löffel in den Brunnen zu werfen. Und so erhielt der Eigenthümer, für ein paar Fanams, die er dem Gaukler geben mußte, seinen Löffel wieder.

Die Indier zeigen bey den Todesstrafen eine bewunderungswürdige Unerschrockenheit und Gleichgültigkeit, die dem Character der Hindoos sonst eben nicht eigen sind. Ihnen scheint die Seelenwanderung vielen Trost zu gewähren, und ich habe einen jungen Burschen aus der Pariar-Kaste aufhängen sehen, der seine Mitbrüder damit tröstete, daß er bald nach seinem Tode wieder in irgend einem Geschöpfe unter ihnen seyn werde.

Verbrecher der Mohammedaner gehen ihrem Tode mit vieler Festigkeit und Unerschrockenheit entgegen.

Obgleich diese Verachtung des Todes in dem Character der Indier liegt, so findet man doch seltene Beyspiele von Criminal-Verbrechen unter ihnen; vorzüglich selten sind solche unter den Hindoos höherer Kasten.

Siebzehnter Brief.

Madras den 10ten Sept. 1789.

Sie sind Soldat und erwarten gewiß von mir auch einige Nachrichten über das hiesige Militair, die ich jetzt um so lieber mittheile, da ich glaube, daß sie auch für andere Leser, denen sie meine Briefe mittheilen, gewiß einiges Interesse haben.

In den letzten Jahren unseres Aufenthalts zu Madras bestand das hiesige Militair aus einem Regiment Cavallerie, sechs Regimentern Infanterie, einer Abtheilung königl. Artillerie und zwey Regimentern Churhannöverscher Infanterie, vier Bataillons europäischer Infanterie *) und einem Regiment europäischer Artillerie, fünf Regimentern eingeborner Cavallerie und dreyßig Bataillons eingeborner Infanterie oder Sepoys — Seapoys —; wozu noch die Guiden, Mineurs und Sappeurs, welche theils Europäer, theils Eingeborne sind, und endlich die Lascars, kommen. Diese letztern bestehen aus Indiern, die zu dem Troß der Armee gehören, und von denen ich in der Folge mehr sagen werde.

*) Truppen der englisch-ostindischen Compagnie. Die dabey angesetzten Officiere haben zwar Brevets vom Könige, und gleichen Rang mit den Officieren der königlichen Regimenter, sind jedoch mit selbigen nicht zu verwechseln.

Die Natur und Einrichtung der europäischen Truppen sind bekannt genug, und ich will mich bloß auf die der Eingebornen hier beschränken.

Außer den fünf Regimentern indischer Cavallerie befand sich zu Madras ein Corps-Leibwache des Gouverneurs und commandirenden Generals, welches aus zwey europäischen Officieren und einigen vierzig Mann Reiterey bestand.

Jedes dieser fünf Regimenter war fünf hundert Mann stark, und, wie die europäischen, in Schwadronen und Compagnien getheilt, bey welchen, außer den eingebornen Officieren, auch europäische angesetzt waren.

Die eingebornen Officiere sind der Capitain (Soubadar), die Subalternen (Jamidar), die Unterofficiere (Havildar), und Corporale (Neilk). Ihre Uniform besteht aus einem rothen, tuchenen Collet mit gelben Kragen und Aufschlägen mit weissen Schnüren, ohne Rabatten; auf den weißmetallnen Knöpfen steht die Nummer des Regiments und die Buchstaben N. C., Native Cavalry, (eingeborne Cavallerie). (Siehe Tab. XII. Fig. 35.) Anstatt der Westen tragen sie ein weisses cattunenes Hemd, welches an der einen Seite zugebunden ist, und bis an den Hals reicht. Ihre Beinkleider sind weisse cattunene Pantalons mit einem blauen Gürtel um die Hüften, wozu Stiefeln und Sporen kommen.

Der Turban wird von Pappe gemacht, mit feinem blauen Cattun umwickelt, und mit einem weissen Querbande, woran eine Troddel hängt, verziert. Ueber dem Turban ist ein metallener Helmbogen befestigt.

Ihr Gewehr besteht in einem langen krummen Säbel, wie

die Husaren ihn bey uns zu tragen pflegen, weissem Lederzeuge, Carabiner und Pistolen. Die Pferde sind auf europäische Art zugeritten und equipirt. Die europäischen Officiere tragen, statt der Turbane, schöne mit Federn gezierte Helme, wie in England die leichten Dragoner sie haben.

Die Seapoys *) müssen vorzüglich den Dienst während der größten Hitze des Tages verrichten. Jedes Bataillon ist acht hundert Mann stark, und in acht Compagnien getheilt, worunter eine Grenadier-Compagnie und eine leichte Compagnie sind, welche Flanken-Compagnien heißen. Jede Compagnie commandirt ein europäischer Officier; außerdem befinden sich bey jedem Bataillon ein europäischer Adjutant und Quartiermeister, ein Sergeant-Major und Sergeant-Quartiermeister. Bey jeder Compagnie steht, außer den Officieren, ein europäischer Unterofficier, zwey eingeborne Officiere, vier Havildars und vier Neiks. Ihre Uniform ist, wie die der Cavallerie, ein rothes Collet, mit gelben Kragen und Aufschlägen und weissen Schnüren, nebst einem blauen Gürtel. Die Beinkleider sind sehr kurz, reichen nicht völlig bis an das Knie, und sind unten mit blauem Zeuge eingefaßt. Die Turbane sind blau, aber nicht rund, wie die der Reiterey, sondern haben zwey spitze Ecken. Die Knöpfe sind mit der Nummer des Bataillons und den Buchstaben N. I., Native Infantry (eingeborne Infanterie) bezeichnet. (Siehe Tab. XII. Fig. 36.)

Die Haare tragen sie, so wie die Cavalleristen, hinten in einem Chignon, welcher unter dem Turban befestigt wird. Die

*) Die Seapoys sollen jetzt in Regimenter getheilt seyn, wovon jedes drey Bataillons enthält.

Tambours und Pfeiffer, so wie die Trompeter bey der Cavallerie, tragen gelbe Mondirung mit rothen Kragen und Aufschlägen, und mit vielen Schnüren besetzt.

Ihr Gewehr besteht aus einer gewöhnlichen Muskete, so wie sie das englische Fußvolk hat; das Bajonnet davon tragen sie, anstatt des Säbels, in einen Bandolier, welches über die rechte Schulter hängt. Die Patrontaschen, so wie das übrige Lederzeug sind schwarz. Die Flanken-Compagnien tragen auf den Achseln sogenannte Schwalbennester zum Abzeichen, die übrigen aber Dragoner, mit welchen sie auf der Achsel die Bandoliers der Patrontasche und das Bajonnet befestigen.

Die Seapoys und eingebornen Cavalleristen sind mehrentheils moorische Völkerschaften oder Rajahputs; doch giebt es einige unter ihnen aus verschiedenen Kasten. Die Trompeter, Tambours und Pfeifer sind von der Kaste der Pariars, oder katholische Christen.

Die Soubadars und Jamidars tragen Officier-Uniform, nebst Schärpen (Siehe Tab. XII. Fig. 37.) bey den Flanken-Compagnien führen sie kleine Gewehre und Taschen; bey den übrigen aber ziehen sie das Seitengewehr. Sie stehen immer unter dem Commando eines europäischen Officiers, oder Unterofficier: und es macht auf einen Fremden einen besondern Eindruck, zu sehen, wie ein eingeborner Officier vor der Fronte mit gezogenem Säbel steht, während ein europäischer Unterofficier das Ganze commandirt.

Da der Indier von Natur leicht und gewandt ist, so erlernen die Seapoys das Exerciren und alle Evolutionen sehr leicht: und ich kann dreust behaupten, daß sie die besten europäischen

Truppen hierin übertreffen; nur wird es anfänglich denen, die die englische Sprache nicht verstehn, äußerst schwer, die Commandowörter zu begreifen. Sie haben deßhalb einen eigenen Jamidar (Adjutanten), der die englische, moorische, tamulische und Teliliaga-Sprache verstehen muß, um die gegebenen englischen Commandowörter sogleich in den eben erwähnten Sprachen wiederholen zu können. Auf den Märschen tragen sie Schuhe, oder vielmehr Sohlen mit Riemen; in den Cantonnements und Garnisonen aber gehen sie barfuß.

Die bengalischen Seapoys sind größer und stärker als die der Präsidentschaft Madras; jedoch sollen letztere, wegen ihrer Gewandheit und Ausdauer, jenen vorzuziehen seyn. Mehrere Bataillons bengalischer Seapoys dienten in dem letzten und vorletzten Kriege auf der Küste von Koromandel. Sie haben immer sehr brav gedient, und verlassen selten ihren Posten, so lange sie von ihren europäischen Officieren angeführt werden. Die Commandeurs der Seapoys-Bataillons ziehen oft die Söhne der Seapoys zu Soldaten auf, und kleiden sie in ein weisses Wams, blauen Turban und weisse Beinkleider mit blauen Gürteln. Sie werden ohne Gewehr im Maschiren, Schwenken, Laufen und Springen geübt, wobey der Aelteste oder Geschickteste von ihnen das Commando führt, und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie diese Knaben die Evolutionen mit einer Präcision und Gewandheit ausführen. Dieß ist ein schöner Zuwachs für die Seapoys, und erleichtert die Werbung außerordentlich.

Das Regiment Artillerie, tausend Mann stark, hat blaue Uniform mit rothen Rabatten, Kragen und Aufschlägen, gelben Schnüren und gelben Knöpfen.

Die zum Troß gehörende Lascars haben Collets von ähnlichem Tuche. Die Officiere vom Genie-Corps haben rothe Uniform mit schwarzen sammtnen Rabatten, Kragen und Aufschlägen, goldne Epaulets und gelbe Knöpfe, auf die drey über einander liegende Kanonenläufe abgebildet sind. Eben so sind die Officiere der Artillerie gekleidet.

Das Corps Guiden besteht aus zwey Officieren, vier Unterofficieren, einigen dreyßig Mann Europäer und etwa funfzig Lascars. Ihre Uniform besteht in Collets von grünem Tuche mit rothen Kragen, Aufschlägen und silberner Besetzung. Die Mineurs und Sappeurs folgen nebst ihren Lascars der Artillerie; die Rademacher, Zimmerleute und Schmiede aber sind bey den übrigen Corps vertheilt.

Die Lascars gehören, wie ich schon erwähnt habe, zu der Artillerie und andern Corps; dennoch machen sie einen besondern Körper aus, der in Friedenszeiten auf eine sehr kleine, nur höchst nöthige Zahl herab gesetzt wird. Bey der Artillerie versehen sie die niedrigen Dienste, und führen die Ochsen, welche zum Vorspanne des Geschützes und der Munitionswagen erforderlich sind. Einige besorgen den Transport der Zelte, und schlagen sie auf und ab; andere gehören zum Troß der Armee, und besorgen den Transport der Provisionen, Geräthschaften &c. Sie tragen ein tuchenes Collet von der Farbe desjenigen Corps, bey dem sie stehen. Die, welche zum Troß der Armee &c. gehören, haben rothe Collets. (Siehe Tab. XIII. Fig. 38.) Die dabey gesetzten Soubadars, Jamidars oder Officiere, tragen Epaulets und Säbel; die Havildars und Neilks, oder Unterofficiere, führen Seitengewehr, welches die Gemeinen nicht

haben. Die Gehülfen oder Koolys (Kuhlis) tragen keine Uniform.

Es ist unglaublich, welche Menge Menschen den Troß einer Armee ausmachen! Man kann ihn geradezu noch zweymal so hoch angeben, als die Zahl der wirklichen Streiter. Zum Transport eines Zwölfpfünders werden vier und zwanzig bis dreyßig Ochsen erfordert, bey welchen wiederum sechs bis acht Menschen gebraucht werden. Die Karren, Lastochsen und Koolys, welche die Zelte, Provisionen 2c. fortbringen, sind unzählig.

Da man in den Lägern sowohl als auf dem Marsche nicht immer trinkbares Wasser antrifft, so hat ein jedes Corps eine gewisse Anzahl Pokalys, d. h. Ochsen, die mit ledernen Schläuchen beladen sind, deren jeder seinen besondern Treiber hat, und die das Wasser aus den Flüssen, Quellen oder Tänks herbeyführen müssen. (Siehe die Figur im Vordergrunde des Prospects No. 4.) Jeder Subaltern-Officier hält, außer seinen Bedienten und Pferdewärtern, vier bis sechs Koolys zum Fortbringen seines Gepäckes, oder hat, statt dieser, einen Karren mit zwey bis vier Ochsen bespannt, welche wenigstens einen Wärter erfordern.

Keine der europäischen Mächte bezahlt ihre Truppen besser als die englisch-ostindische Compagnie. Außer dem Solde, der dem der königl. Truppen im Mutterlande gleich ist, erhalten die Truppen, von dem Tage ihrer Ankunft in Ostindien, eine ansehnliche Zulage. Sobald sie ins Feld rücken, wird ihnen ihre Besoldung noch weit ansehnlicher erhöhet.

In keinem Lande sind wohl leichter Spione zu erhalten, als in diesem. Man kann fast jeden gescheuten Seapoy dazu gebrau-

chen. Indessen werden in den Lägern eigene Leute — Hirkava — dazu gehalten, die nicht allein zu Kundschaftern, sondern auch zu Briefträgern dienen. Sie geben sich bey einer vorzunehmenden Untersuchung irgend ein Zeichen einer Kaste, zu welcher sie nicht gehören, tragen Sachen zu Verkauf, oder schleichen sich unter irgend einem Vorwande in das Lager, oder in die Festung des Feindes, und bringen die schönsten Nachrichten zurück. Bey der Belagerung von Cuddalore sah ich einen Seapoy, der seine ganze Kleidung abgelegt und einen alten Turban aufgesetzt hatte, mit einem Bund Gras zum Verkauf in die Festung gehen, wo er nicht allein seine Depeschen richtig ablieferte, sondern auch einen wichtigen Brief wieder mit zurückbrachte, den er, in einer Federpose aufgewickelt, an einem gewissen heimlichen Orte aufbewahrt hatte.

Der General Sir Eyre Coote, welcher im April 1783 zu Madras starb, hielt ein morisches Frauenzimmer, die unter dem Namen Long Tom bekannt war, und die ihm die besten Nachrichten vom Feinde zu überbringen wußte.

Zum Beschluß dieses Briefes erzähle ich Ihnen eine Anekdote aus dem Kriege mit Tippoo-Saib, der seinen Anfang genommen hat, und dessen Ursprung Ihnen in Europa schon bekannt seyn wird, wenn Sie meinen Brief erhalten.

Vor einiger Zeit sind bey der Armee zwey ansehnliche Patrouillen Cavallerie auf einander gestoßen. Die der Engländer commandirte der Rittmeister Dallas, ein Schotte, ein sehr guter Reiter und Fechtmeister, von starkem Körperbau. Er wird von dem Commandanten des feindlichen Trupps aufgefordert, sich allein mit ihm zu schlagen, während ihre Leute friedlich zusehen sollen.

Der Ausgang dieses einzelnen Gefechts sollte denn die Sache entscheiden. Der englische Rittmeister nimmt mit Vergnügen den Vorschlag an; beide Streiter nähern sich und reiten mit gezogenem Säbel auf einander. Der Engländer empfängt gleich zu Anfange eine leichte Wunde über die rechte Hand, haut aber so tapfer und glücklich auf seinen Gegner ein, daß er ihn mit einem gelungenen Hiebe todt zur Erde streckt. Die feindliche Bedeckung flieht hierauf davon, und der Lohn dieses Gefechtes war ein sehr schönes Pferd mit kostbarem Sattelzeug und Schmuck, welches der feindliche Commandeur geritten hatte.

Achtzehnter Brief.

Madras den 20sten August 1790.

Mein voriger Brief unterhielt Sie von dem Militair der englisch-ostindischen Compagnie, der jetzige soll Ihnen einige Nachricht von der Kriegsmacht der indischen Fürsten und Nationen geben.

Die Mahratten, welche jenseits der Gauts westwärts vom Karnatik wohnen, und deren Reich sich bis an die Grenzen der Präsidentschaft Bombay erstreckt, haben eine Art republikanischer Verfassung; ihre Oberhäupter werden gewählt, sind aber mit einer sehr beschränkten Macht versehn. Sie stammen ursprünglich aus der Kaste der Rajahputs, und sind vor Zeiten

vor den Verheerungen des Tamerlan in die Wälder geflüchtet; nachdem haben sie sich zu einer besondern Nation gebildet, und machen jetzt, von kriegerischen Talenten unterstützt, einen bedeutenden Staat in Indien. *) Sie haben sich ein besonderes Religionssystem entworfen, welches von dem der Hindoos sehr abweicht. Sie essen alles Fleisch, außer Rindfleisch, nehmen jeden in ihre Religion auf, tragen Zwickelbärte, und lassen das Hauptthaar wachsen.

Die größte militairische Macht dieser Nation besteht in der Reiterey, wozu sie eine Race starker, dauerhafter und schnell laufender Pferde haben. Der Anzug dieser Reiter ist eine Jacke von weissem oder farbigem Cattun, mit langen Pantalons und blauem Turban.

Ihre Waffen bestehen aus Säbel, Bogen, Pfeilen und Spießen; einige haben auch Carabiner und Pistolen. Ihr Fußvolk wird bloß zur Vertheidigung der Festungen gebraucht. Anstatt der Sättel belegt man die Pferde mit gepolsterten Kissen, über welche sie eine farbige cattunene Decke gürten. An diesen Kissen hängen zu beiden Seiten Steigbügel herab. Vorn sind sie mit einem Brustriemen, hinten mit einem Schwanzriemen versehen. Ihre Zäumung besteht in einer scharfen Stange, auf die Art, wie die Ungarn haben, zudem sind sie alle mit Sprungriemen versehen, die unter dem Gurt befestigt, und im Nasenriemen festgeschnallt werden.

Seit dem Friedensschlusse, welchen der ehemalige General-Gouverneur Hastings in einer für England critischen Epoche im

*) Nach den letzten Nachrichten aus Indien sind sie mit den Engländern in Krieg verwickelt und überwunden worden.

Jahre 1781, mit dem Mahratten machte, sind sie beständig treue Alliirte der Engländer gewesen, und haben in dem letzten Kriege im Jahre 1790 bis 1792 sowohl, als im Jahre 1798 und 1799 zu der Eroberung des Reiches Mysore und zum Sturze seines Beherrschers, Tippoo-Saib, ungemein viel beygetragen.

Die Armee des Tippoo-Saib ist sehr bedeutend, vorzüglich seine Cavallerie, die in Waffen, Bekleidung und Geschirre viel ähnliches mit der der Mahratten hat; doch ist ein großer Theil derselben mit Carabinern und Pistolen bewaffnet. Die Lootys — Luhtis — machen einen großen Theil seiner Reiterey aus. (Siehe Tab. XIII. Fig. 39.) Diese leichten Truppen werden von den armen Landbewohnern sehr gefürchtet, indem sie bey ihren Streifereyen, wobey sie sich oft sehr weit von der Hauptarmee entfernen, die Einwohner plündern und das Land verheeren.

Im Jahre 1782 hatte Tippoo fast das ganze Karnatik verheert, ganze Familien weggeführt, andere vertrieben, Saaten und Wohnungen der Flüchtenden verbrannt. Daher die schreckliche Hungersnoth um diese Zeit entstand, die bis zu Anfange von 1784 dauerte, und deren Folgen Jahre nicht austilgen konnten.

Sein Fußvolk hingegen ist schlecht bewaffnet und montirt; ihr Feuergewehr besteht theils aus alten langen Flinten, die mit Lunten abgefeuert werden, oder solchen, die als unbrauchbar aus den Zeughäusern der Europäer aufgekauft sind; daher können diese gegen europäische Truppen und gegen englische Seapoys selten Stand halten.

Die Raketen-Werfer (Roket Boys) gehören zu seinen leichten Truppen. Diese vertheilen sich in dem coupirten Terrain, und werfen Raketen unter die Cavallerie, wodurch sie manche Unordnung und manchen Nachtheil bewirken.

Die Raketen bestehen in einer langen Stange von Bambusrohr, an deren oberm Ende ein kurzer eiserner Lauf befestigt wird, der mit Pulver gefüllt und mit einem Zünder versehen ist. Die Raketen-Werfer setzen das untere Ende auf den rechten Fuß, zünden die Rakete an und werfen sie mit dem Fuße von sich.

Seine Artillerie, die jetzt gewiß die beste der indischen Fürsten ist, wird mehrentheils von Franzosen bedient. Er hat überhaupt mehrere europäische Officiere, Unterofficiere, Soldaten, Matrosen und Handwerker in seinem Dienst, die er theils angelockt, theils aus den Gefangenen genommen hat, welche er zwang, seine Truppen die europäische Taktik zu lehren. Daher ist er einer der gefährlichsten Feinde der Engländer, die jedoch seitdem seiner usurpirten Macht ein Ziel gesetzt haben.

Die Festungswerke werden auf verschiedene Art angelegt; doch sind die mehrsten auf Bergen oder Felsen gebauet. Eine der stärksten (Vellore) findet man auf dem dritten Prospect abgebildet. Andere die in den Ebenen liegen, haben die Form eines Ovals oder Achteckes. Außenwerke findet man bey ihnen nicht, und ihre Befestigung besteht in einer Mauer von Granit, oder andern Steinen, oder von Erde; etwa alle hundert Schritt stehen kleine runde Bastionen, die höchstens mit drey Kanonen besetzt sind; hierzu kommt ein Graben, der hin und wieder mit Alligators angefüllt ist, und ein Glacis.

Man kann aus dieser Beschreibung sehen, daß solche Befestigungen der europäischen Taktik keine große Schwierigkeiten entgegen setzen. Die indischen Commandeurs solcher Festungen heißen Killodar.

Als im Jahre 1791 die Engländer die Festung des Tippoo, Bangalorn, mit Sturm einnahmen, blieb der Killodar (Bahauder Khan, ein siebzigjähriger Greis) in dem Gemetzel. Lord Cornwallis, commandirender General der brittischen Armee, sandte einen Trompeter an Tippoo, und erbot sich, den Körper des gebliebenen Killodar auszuliefern: welches Tippoo sich aber höflich verbat, indem er dabey bemerkte, daß, da der Killodar im Gefecht geblieben, er kein rühmlicheres Grab haben könnte, als an dem Orte, wo er gefallen wäre.

Die Infanterie vertheidigt sich bey einem Sturme auf den Wällen oder Mauern manchmal aufs tapferste mit dem Säbel in der Faust. Als im Jahre 1783 ein Detachement unserer Regimenter das Fort Cannanore auf der Malabarküste stürmte, fanden sie Anfangs ziemlichen Widerstand an den Nairs, welche die Festung vertheidigten, und mit ihren kurzen krummen Säbeln die Stürmenden herzhaft empfingen, aber bald überwältigt wurden. — Diese Nairs sind die streitbaren Männer der Bewohner der Küste von Malabar, die mit Spießen, Flinten und kurzen Säbeln, welche die Form eines halben Mondes haben, bewaffnet sind.

Bey den Festungen findet man, daß die mehresten Menschen außerhalb derselben wohnen. Eine solche Vorstadt, wie man sie nennen könnte, heißt Pettah, führt den Namen der Festung, und ist gewöhnlich mit einem Walle und Graben umgeben.

Die bewaffnete Macht des Nizam besteht mehrentheils in Reiterey, und ist in Ansehung der Bewaffnung und Montirung der der Mahratten ziemlich gleich. Er hat mehrere europäische, vorzüglich englische Officiere in seinem Dienste, die er sehr gut bezahlt. Seine Lande liegen nördlich von der Präsidentschaft Madras, und grenzen an die nördlichen Cirkars.

Der Rajah von Travancore, dessen Land wegen der vielen Jungles von feindlicher Reiterey nicht leicht erobert werden kann, unterhält einiges Militair, mehrentheils Fußvolk, welches er nach Art der englischen Seapoys organisirt haben soll.

Die Polygars sind kleine Fürsten, die dem Nabob von Arcot, jetzt aber dem englischen Gouvernement zinsbar sind. Sie wohnen in den gebirgigten Gegenden des südlichen Karnatiks, wo die großen Jungles sie vor dem Anfall der Feinde sichern, indem die Pässe durch dieselben nicht allgemein bekannt sind. Ihre Streiter bestehen mehrentheils aus Fußvolk, das mit Speeren, Bogen und Pfeilen, oft auch mit Schießgewehr bewaffnet ist. Die Collorys — Bewohner der Gebirgsgegend um den Fluß Colloroom, in der Gegend von Tritschinopoly — haben, außer den gewöhnlichen Waffen, ein flaches Krummholz, womit sie auf eine ansehnliche Weite werfen und selten ihr Ziel verfehlen. Mir ist von einem Augenzeugen versichert worden, daß ein Collory mit einem solchen Krummholze einen Hasen in vollem Laufe getroffen habe. Es ist aus Ebenholz geschnitzt, und hat die Form eines halben Mondes, dessen eines Ende flach, das andere aber spitz und mit einem Knopfe versehen ist. Da sie wegen der gebirgigen und mit Jungles bewachsenen Gegend ihres Landes wenig Ackerbau treiben kön-

nen, so leben sie größtentheils vom Raube. Sobald sie Gefahr laufen, angegriffen zu werden, oder wenn sie auf einen Raub ausziehen wollen, geben sie sich ein Zeichen, indem sie in ein langes leicht gebogenes Horn stoßen, welches einen starken und tiefen Ton von sich giebt, und sehr weit gehört werden kann.

Neunzehnter Brief.

Madras den 12ten May 1791.

Ich komme jetzt auf die Schauspiele der Indier. Zuerst will ich Sie mit einem ernsthaften bekannt machen, das ich vor einigen Tagen gesehen habe. Es war ein religiöses, das von den zur christ-katholischen Religion übergegangenen Indiern aufgeführt wurde.

Die Missionaire veranstalten und, wie man sagt, oft nicht ohne glücklichen Erfolg, solche Darstellungen, um dadurch auf das Gemüth der Indier zu wirken, und sie zur Aufnahme der katholischen Religion zu reitzen.

Der Schauplatz war in der sogenannten Paritschary (einem abgesonderten Orte in den Städten, wo die Pariars und indischen Christen wohnen,) unter freyem Himmel, bey einem Zulaufe von mehreren tausend Menschen aus allen Kasten und Nationen. Die Coulissen waren von Gesträuch gemacht, und stellten also immer einen und denselben Ort dar. Erschien der

König oder war ein anderes Ereigniß nothwendig, so mußten die Veranstaltungen dazu vor den Augen der Zuschauer gemacht werden, weil kein Vorhang vorhanden war. Die Beleuchtung bestand aus einer Menge Fackeln, die um das Theater her gepflanzt waren, und die durch ihren Qualm uns Europäern äußerst lästig wurden. Das Amphitheater war von Rasenbänken und Dielen gemacht. Das Schauspiel wurde unentgeldlich gegeben, kostete mir aber viele Geduld, und machte mir viele Langeweile. Denn die Vorstellung des ganzen Stückes dauerte immer von Abends zehn Uhr bis gegen Tages Anbruch, sechs Tage lang, und ein einziger Auftritt mehrere Stunden, weil die Dialogen und Monologen in Hexametern der Samskrit-Sprache äußerst langsam abgesungen wurden. Das Thema des Stückes war „die wunderbare Erhaltung eines Märtyrers des christlichen Glaubens.“ Dieser wurde auf mancherley Art von einem heidnischen Könige gemartert, damit er seiner Religion entsagen sollte, wurde immer durch ein Wunder vom Himmel erlöst, fiel jedoch allemal wieder in die Hände des heidnischen Königs zurück, welcher denn neue Qualen oder Todesstrafen ersann, um ihn entweder zu bekehren, oder zu vernichten. Im letzten Acte ließ der König den Christen zwischen zwey große Mühlsteine setzen, wovon der obere ihn zerquetschen sollte. Der König war nebst seinem ganzen Hofstaate dabey gegenwärtig, und der arme Christ sah unter Beten und Singen seinem Tode gelassen entgegen, als ein Engel vom Himmel erschien, mit einem bloßen Schwerte auf die Mühlensteine hieb, daß sie in mehrere Stücke zerfielen, und den frommen Märtyrer befreyte. Der König erschrak so sehr über dieses Wunder, daß er sich selbst

entschloß, die christliche Religion anzunehmen, womit für dieses mal die Schaubühne geschlossen wurde.

Die Anzahl der Acteurs war sehr zahlreich, denn der König (Koch des hiesigen Gouverneurs) war, so oft er auf dem Theater erschien, mit einem dem orientalischen Geschmacke angemessenen, starken Gefolge begleitet. Sie hatten ihre Rollen sehr gut einstudirt und brauchten keinen Souffleur. Der Anzug, obgleich von keinem besonderen Werthe, sondern bloß von Flitterstaat, war so behandelt, daß er bey Licht sehr glänzend schien. Besonders aber gefiel mir die täuschende Art, wie die Mühlensteine, die von Pappe waren, zerschmettert wurden, so daß sie in mehrere Stücke aus einander fielen.

Unterhaltender als die christlichen Trauerspiele sind die Kunststücke der Seiltänzer und Equilibristen in Indien, die durch Geschicklichkeit und Gewandheit ihres Körpers die Bewunderung der Zuschauer mit Recht auf sich ziehn, und die ihre Collegen in Europa weit übertreffen. Die Indier zwängen ihren Körper von Jugend auf nicht so sehr durch Kleidung ein, und üben sich weit mehr im Laufen, Springen, Schwimmen und andern dergleichen Dingen, als die Europäer, wodurch sie eine so große Leichtigkeit und Gewandheit erhalten, daß sie in Ansehung der Ausdauer im Laufen und schnellen Gehen von keiner Nation übertroffen werden.

Auf den Prospect No. 6. ist eine Truppe Equilibristen, die ihre Kunststücke zeigen.

Das bey uns bekannte Tanzen auf der Leiter wird hier bey weitem übertroffen. Was bey den europäischen Equilibristen eine Leiter ist, das ist bey den Indiern nur eine einfache Stange

von Bambusrohr, von funfzehn bis achtzehn Fuß Länge. Diesen Rohrstock stellt der Gaukler auf den Boden, klammert sich mit Händen und Füßen an, klettert an demselben in die Höhe, wie unsere Knaben an einem Baum empor klettern, befestigt alsdann die obere Spitze in seinem Gürtel, hält sich mit den Beinen und Händen fest, und tanzt nach dem Tacte der Musik mit der Stange auf dem Schauplatze umher. Nachher setzt er diesen Rohrstock mit dem untern Ende in seinen Gürtel, den er mitten um seinen Leib gewunden hat, dann springt ihm ein Knabe auf die Schultern, klettert mit großer Behendigkeit das Rohr hinauf, und stellt sich auf dessen obere Spitze mit einem Fuße, ohne sich an irgend etwas zu halten. Nun läßt der Gaukler beide Hände vom Rohre ab, läßt es bloß in dem Gürtel stehen und tanzt, den Knaben auf der Stange balancirend, auf dem Platze umher. Während dieses Tanzes streckt er den Bauch, um das Bambusrohr desto besser im Gleichgewicht zu halten, weit voraus, setzt beide Hände in die Seiten, und sieht stets in die Höhe nach der Spitze der Stange, um nach der Bewegung desjenigen, den er trägt, seinen Leib bald hier bald dorthin zu richten. Zuweilen legt sich auf diese Art auch der Knabe mit dem Bauche auf die Spitze des Bambusrohrs, und wird auf ähnliche Art von dem Gaukler im Gleichgewichte gehalten. Noch auf eine andere Art balancirt er den Knaben, indem er das Rohr oben auf den Turban setzt, indeß der Knabe mit untergeschlagenen Beinen auf dessen Spitze sitzt. Es sind jedoch immer einige von ihnen bey der Hand, um, im Fall eines Mißlingens, den Knaben auffangen zu können.

Auch Personen weiblichen Geschlechts machen dergleichen Kunststücke mit vieler Geschicklichkeit. Die beiden Frauenzimmer auf dem straffen Seile passiren einander tanzend, während die eine auf einer Vina spielt, und die andere zwey Töpfe voll Wasser auf den Händen balancirt, ohne daß sie überlaufen. Sobald sie an das Ende des Seiles gekommen sind, kehren sie tanzend auf selbigem um, und passiren einander wieder: dieß wiederholen sie mehrmals, ohne bey irgend einer Bewegung das Gleichgewicht zu verlieren.

Auf der Zeichnung linker Hand sieht man ein anderes Frauenzimmer, welches an einem im Boden befestigten Bambusrohr dreyßig Ellen lang hinaufgeklettert ist, und auf der Spitze desselben in mancherley Stellungen mit dem Leibe balancirt hat, indem sie dabey Arme und Beine von sich streckt. Sie scheint jetzt herunter stürzen zu wollen, bleibt aber mit einem Fuße an einem an dem Bambusrohr befestigten Haken hängen, und kehrt so Kopf und Arme der Erde zu.

Noch andere machen verschiedene bewundernswürdige Sprünge und Stellungen. Einige balanciren Kinder auf dem Kopf und den Händen, indem sie dabey umher tanzen; ja selbst Kinder von fünf bis acht Jahren müssen ihre Gewandheit in verschiedenen Equilibrir-Künsten zeigen.

Die hiesigen Taschenspieler haben vor den europäischen den Vorzug, daß sie weniger Kleidung an sich haben, worunter jene so manches Hülfsmittel ihrer Kunst verbergen können. Die Kleidung der hiesigen besteht in einem Turban und einem Stücke Zeug, welches sie um die Hüften wickeln. Sie führen einen Sack bey sich, in welchem sie die zu ihren Kunststücken

befindlichen Sachen aufbewahren, nebst einem Teppiche, oder einer Matte, auf welche sie sich mit untergeschlagenen Beinen setzen und ihre Künste frey und offen darstellen. Einige der merkwürdigsten ihrer Künste sind folgende. Sie stecken sich eine zweyschneidige Degenklinge, von zwey bis drittehalb Fuß lang, deren Spitze und Rand jedoch stumpf sind, durch den Hals in den Magen, oder verschlingen eine lange Haartour, die sie an einem daran befestigten Bande wieder herauf ziehen. Sie nehmen ferner einen kleinen krummgebogenen Stab von Eisen, der an dem einen Ende in zwey gabelförmige Haken ausläuft, an dem andern Ende aber nur ein Ganzes ausmacht; stecken jenen doppelten Haken, oder das Ende, welches aus zwey gabelförmigen Haken besteht, durch beide Nasenlöcher, so daß die Spitzen aus dem Munde wieder heraus stehen; an dem andern breiten Ende des Eisens aber, welches außerhalb den Nasenlöchern empor steht, befestigen sie ein Rad, woran einige Schwärmer fest gemacht sind. Sie zünden hierauf die Schwärmer an, und indem diese, vermittelst des Rades herumlaufen, verursachen sie eine solche Erschütterung, daß dem Taschenspieler oft das Blut aus Nase und Mund heraus dringt.

Das bey uns so bekannte Spiel mit den Bechern, unter welchen die Taschenspieler kleine Kugeln verwechseln, geschieht, so wie überhaupt jede Verwechselung der Dinge, von den indischen Taschenspielern mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. So zeigen sie zum Beyspiel irgend eine Sache in der Hand, und, ohne sie an den Körper zu bringen, verwandeln sie solche in kleine Schlangen. Ihre Geschicklichkeit im Balanciren zeigen sie weiter, indem sie einen Kräusel, der am untern Ende eine

eiserne Pinne hat, durch eine Leine im Umlauf bringen, ihn auf einem Stocke auffangen, und mit dem Stocke im Laufe auf die Nase balanciren. Sie erhalten auch wohl auf ihrer Nase eine große runde Kapsel auf einem Stocke, an welchem mehrere kleine Kapseln von Nußschalen an Fäden herab hängen. In diese kleinen Kapseln stecken sie, während des Balancirens, kleine Reiser, deren unteres Ende sie auf die Oberlippe setzen. Sobald nun alle diese Reiser auf der Oberlippe stehen, nehmen sie den Stock unter der großen Kapsel von der Nase weg, so daß dieselbe nur noch auf den kleinen Reisern auf der Oberlippe ruhet. Aber nun ziehen sie auch von diesen Reisern eins nach dem andern weg, bis zuletzt die große Kapsel nur von einem einzigen in einer kleinen Kapsel unterstützt, auf diesem allein ruhet, und also im Gleichgewichte erhalten wird. Während dieß alles geschiehet, reihen solche Gaukler mit dem Munde und der Zunge mehrere kleine Perlen auf ein Pferdehaar, ohne Zuthun der Hände.

Ein anderes ihrer Kunststücke ist, daß sie zwey, drey und dann vier metallene Kugeln (Schellen), von der Größe eines großen Apfels, sehr geschickt in die Luft werfen, und solche wieder auffangen, ohne daß nur eine davon zu Boden fällt: wie dieß auch die Taschenspieler in Europa mit Citronen zu thun pflegen. Auf der Zeichnung Tab. XIII. Fig. 40. sieht man den Taschenspieler in dieser Stellung. Auch balanciren sie eine steinerne Kugel, von der Größe einer 48pfündigen Kanonenkugel, auf Arme, Hände und Rücken, wohin sie solche mit vieler Geschicklichkeit zu werfen wissen.

Selbst den unbehulflichen Thieren scheint der Indier seine

Gewandheit mitzutheilen. Da kommt ein Mensch her, und führt einen Stier. Zugleich hat er drey bis vier Stücke Holz bey sich, in Form eines großen Bechers. Jetzt legt er sich rücklings auf die Erde, setzt eins von jenen Holzstücken auf seinen Leib und commandirt sein Thier. (Siehe Tab. XIV. Fig. 42.) Der Stier setzt den einen Vorderfuß auf den Becher, dann den andern, nun den einen, endlich auch den zweyten Hinterfuß, und so erhält er sich auf dieser becherartigen Maschine im Gleichgewichte, zum Erstaunen des Zuschauers. Aber noch nicht genug. Jetzt hält der Mensch den zweyten Becher über den ersten. Leise setzt der Stier den einen Fuß darauf, und der Führer schiebt diesen zweyten Becher auf den erledigten Platz des ersten, und so steigt das Thier nach und nach mit allen vier Füßen auf den zweyten Becher; so auf den dritten, und auf den vierten, und balancirt mit einer Leichtigkeit, die unbegreiflich ist. — Auch lehrt man dieses Kunststück den Ziegenböcken, auf welchen die Affen umher geführt werden. — Wen soll man mehr bewundern, die Menschen oder das Thier? —

Außer dem Stier zeigen die Indier noch andere Thiere. Die Schlangenfänger ziehen mit ihrer Beute umher und lassen sie für Geld sehen. (Siehe Tab. XIV. Fig. 41.) Diese Schlangen, z. B. die Cobra Capella — Brillenschlange — Cobra Manillcba und andere mehr, werden in runden flachen Körben aufbewahrt, in welchen sie zusammen gewickelt liegen, und worin der Schlangenfänger acht und mehrere bey sich führt. Sobald der Deckel eines dieser Körbe aufgehoben wird, fährt die Schlange in die Höhe; ihr Beherrscher fängt hierauf auf

einem dem Dudelsack ähnlichen Instrumente zu spielen an, wodurch die Schlange sogleich besänftigt wird, und den Kopf zu dem Tacte der Musik neigt, bis sie am Ende einzuschlafen scheint. Um die Schlange wieder zu ermuntern, läßt der Gaukler die Musik schweigen, und schüttelt einen mit rothen Tuche umzogenen Ring, den er am Arme hält, worauf die Schlange in Zorn geräth, und mit Heftigkeit nach diesem Ringe schießt; da ihnen aber die Zähne ausgebrochen sind, und mit solchen das Gift benommen ist, so können sie keinen Schaden thun. — Das angeführte musikalische Instrument ist ein ausgehöhlter Kürbis, an welchem oben ein Mundstück, wie an den Clarinetten, befindlich ist, unten aber ein Rohr mit verschiedenen Löchern, worauf mit den Fingern gespielt, und oben an dem Mundstück der Wind hinein befördert wird. An dem Bauche dieses Instruments befindet sich ein Spiegel, welchen sie der tanzenden Schlange vorhalten.

Diese zur Schau aufbewahrten Schlangen werden mit ein wenig Eydotter gefüttert, wodurch ihr Leben nur kärglich hingehalten wird. Die Art, wie die Schlangen gefangen werden, ist äußerst einfach, und da ich hiervon selbst Augenzeuge gewesen, so will ich solches etwas näher beschreiben.

Als ich mich einst zu Luce, drey englische Meilen westwärts von Madras aufhielt, sah ich, wie ein Schlangenfänger in dem Garten des dort wohnenden katholischen Geistlichen in Zeit von einer halben Stunde fünf Stück verschiedener Schlangen fing, worunter sich drey Cobra Capella befanden. Der Schlangenfänger bat mich, ihm dicht auf den Fersen zu folgen, indem er betheuerte, daß ich nichts von den sich nähernden Schlangen zu

fürchten habe. Er fing bald darauf auf seinem Instrumente zu spielen an; worauf sich denn auch gleich eine Schlange im Grase zeigte; sie kam langsam gegen den Fänger heran gekrochen, bis sie dicht vor seinen Füßen anhielt, und in eine Art von Betäubung versunken zu seyn schien. Diesen Augenblick benutzte der Fänger, faßte die Schlange, nachdem er zuvor einige Worte in den Bart gemurmelt, auch auf die Schlange gespieen hatte, an der Kehle, riß ihr mit einem Stücke Zeug die Zähne aus, und steckte sie in einen seiner Körbe. Die Hindoos dürfen bekanntlich kein Thier tödten; sobald sie daher mehrere fangen, als sie fortbringen können, benehmen sie ihnen das Gift, und lassen sie wieder gehen.

Affen, Bären, Tiger, Panther, Leoparden, Hyänen, Kaimans, oder Alligators und andere wilde Thiere werden von den Indiern zur Schau umher geführt. Der kleine gemeine Affe spielt hierbey eine Hauptrolle; man sieht ihn täglich auf den Gassen umherführen, und entweder auf einem Hunde oder Ziegenbocke reiten, wobey er seine Sprünge und Kunststücke zeigen muß.

Zwerge und Mißgeburten ziehen häufig umher, und setzen das schaulustige Publicum in Contribution.

Ich sah einst hier in Madras eine Mißgeburt von Zwillingen. Es war ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren, aus dessen Unterleibe der untere Theil eines andern Knaben herab hing. Man konnte von dem zweyten die Beine, Lenden und einen Theil des Leibes sehen; auch waren die Schamtheile und der Hintere völlig ausgewachsen. Der Knabe konnte seine Nothdurft aus beiden Theilen dieses doppelten Körpers verrichten.

Zwanzigster Brief.

Madras den 20sten August 1791.

Unser Regiment erwartet nächstens den Befehl zur Abreise; die Schiffe, die es zurück bringen sollen, sind bereits ernannt. Ich muß eilen, um Ihnen noch die Stadt, worinnen ich mehrere Jahre mit Vergnügen lebte, und deren Bewohner, die ich lieb gewann, noch in meinem letzten Briefe aus Indien zu beschreiben.

Der Prospect No. 10. ist eine Abbildung des Forts St. Georg. Es ist von den Engländern im Jahr 1737 angelegt; liegt im dreyzehnten Grade acht Minuten südlicher Breite, und acht und neunzig Grade vierzehn Minuten östlicher Länge, hart am Meere, eine halbe Meile von Madras entfernt. Die Festungswerke sind von Backsteinen erbauet; der Graben kann ab und zugeleitet werden. Die Seeseite ist blos mit einem gemauerten Walle befestigt, der gute Kasematten hat, welche so eingerichtet sind, daß beständig Truppen darin liegen können. Nach der Landseite zu sind sehr beträchtliche Außenwerke. Unter dem schönen Glacis liegen Mienen; die Baraken für die Truppen in der Festung sind gewölbt, damit sie während einer Belagerung die Bomben abhalten mögen. Wenn man aus dem bedeckten Wege des St. Georgen-Thores kommt, geht eine schöne Allee bis zur Esplanade, die das Fort von der Stadt Madras trennt. Vier

Hauptthore gehen aus der Festung, drey nach der Landseite, eins nach der See zu. Jene heißen das oben erwähnte St. Georgen-Thor, das Norder- und Wallajaw-Thor, dieses das See-Thor. In der Festung ist die Regierung der Präsidentschaft Madras. Hier ist auch die Börse, auf welcher ansehnliche Wechsel- und Handlungsgeschäfte betrieben werden, und wo die Lotterie gezogen wird. Von dem Kirchthurm in der Festung werden die ankommenden Schiffe, die man schon in einer Entfernung von fünf bis sechs englischen Meilen von Madras erkennen kann, signalisirt, und nachher in dem Kalender jedes Jahres aufgeführt.

An der Ostseite von St. Georg liegt das kleine Fort Square, welches noch von den Portugiesen, ganz nach Art der Alten, erbauet worden ist. Es hat über dem Eingange einen Thurm, und ist mit einer hohen Mauer umgeben, an deren Ecken kleine runde Bastionen sind. (Siehe Prospect No. 6.) Hierin ist das Gouvernementshaus, ein schönes hohes Gebäude, welches für alle öffentliche Verrichtungen der Regierung, für die Audienzen und für das Conseil bestimmt ist. Der Gouverneur hat außer diesem Gebäude noch ein andres zu seinem Gebrauche, das Admiralitäts-Gebäude, wo Bälle, Concerte und große Gastmähler gegeben werden. Er wohnt gewöhnlich auf seinem Landsitze, eine englische Meile von der Stadt. In dem Fort Square sind neben dem Gouvernementshause die Wohnungen, Höfe und Kammern der Bedienten der ostindischen Compagnie.

Die Stadt Madras, die von den Europäern auch die schwarze Stadt (Pettah) genannt wird, weil ihre mehresten Einwohner Indier sind, geht in einem halben Zirkel, von

Osten gegen Westen, um die Festung herum, und ist nach Norden und Westen mit einem Walle von Erde umgeben, welcher mehrere mit Geschütz besetzte Bastionen hat. Diese jetzt so sehr bevölkerte und auch von vielen Europäern bewohnte Stadt ist zuerst von den Portugiesen angebauet worden, an einem Orte, wo ehemals bloß einige Fischerhütten standen. Jetzt ist in ihr ein Zusammenfluß von allen Völkern der Erde; doch wohnen die Hindoos abgesondert von den übrigen Nationen in ihren besondern Straßen. Die Paritschary, der Ort, wo die Pariars wohnen, liegt an der Nordseite. Daran grenzt der Pallast des Nabobs, welcher bloß von seinen Frauenzimmern bewohnt ist. An der Ostseite der Stadt ist eine Barake, in welcher acht hundert Mann Truppen liegen können, deren Officiere sich in der Stadt einmiethen dürfen, wofür sie die Bezahlung erhalten. An der Südwestseite befindet sich das große Militair-Hospital.

Die Stadt hat außer den vielen Moscheen und Pagoden zwey katholische und eine armenisch-griechische Kirche. Die Häuser der vornehmen Indier sind von mehrern Stockwerken, umgeben mit schönen Säulen-Balustraden, und mit platten Dächern gebaut. In der Mitte eines solchen Hauses ist ein geräumiger Saal, zum Speisen und zum Empfange der Besuchenden bestimmt. An denselben stoßen mehrere Zimmer, die zu Schlafgemächern, Kinder- und Gesindestuben gebraucht werden. Diesen Häusern der Indier sind die Wohnungen der Europäer ziemlich gleich; doch mit dem Unterschiede, daß diese dem wohlthätigen Durchzuge der Luft mehr Eingang verschaffen, als jene der Indier. Die mehresten Häuser enthalten

wenig Holz und brennbare Materialien, daher giebt es wenig Beyspiele von Feuersbrünsten, ungeachtet die Feueranstalten nicht die besten sind. Doch sieht man oft die Hütten der Pariars abbrennen, welches keinen Schaden thun kann, indem sie abgesondert von andern Gebäuden liegen.

Die Meublen sind theils von Mahagony-, theils von einheimischen Holze, von Teak-, Sandel- und Ebenholze. Jedes Haus eines Europäers ist auf das schönste mit Globlaternen erleuchtet. Außerdem braucht man in allen Häusern gläserne Glocken (Schädes), die man über die Lichter setzt, damit sie von dem starken Zuge der Luft nicht ausgelöscht werden.

Die Einwohner dieser Stadt leben nicht allein gut, sondern viele leben auch auf einem sehr glänzenden Fuß. Die Gouverneurs in Indien führen in ihren Equipagen und in der Anzahl ihrer Dienerschaft einen pomphaften Staat, der in diesem Lande durchaus nothwendig ist, um sich Ansehn und Würde zu verschaffen. Alle, die den guten Ton mitmachen wollen, ahmen ihm im Luxus, so gut sie können, nach. Dieser Luxus, oder vielmehr asiatische Pomp zeigt sich vornehmlich, außer der zahlreichen Dienerschaft und den glänzenden Equipagen, in einer gut besetzten Tafel, schönen Wohnungen und Gartenhäusern, und in einer großen Gastfreyheit. Ist jemand verheirathet, so erwartet jeder Freund, der ihn am Morgen besucht, daß er ihn zum Frühstück, oder am Abend zur Tafel einlade. Eine solche Art zu leben setzt voraus, daß die Einkünfte dazu hinreichen. Wirklich sind auch die Aemter sehr einträglich. Die nächsten Civil-Bedienungen nach den Räthen des Conseils (woraus die Residenten oder Vice-Gouverneurs der verschiedenen

Districte der Präsidentschaft genommen werden) sind die Handelsfactoren (the senior and junior Merchands), die Secretairs und Schreiber, die Aufseher und Verwalter der Magazine, die Zahlmeister und Einnehmer der Einkünfte der Districte. Diese alle bekommen nicht nur einen sehr großen Gehalt, sondern sie erwerben auch in wenig Jahren ein ansehnliches Vermögen durch mancherley Handelsgeschäfte, durch Theilnahme an der Bank, an den Assecuranzen und andern Speculationen, womit sie dann nicht selten nach England zurückkehren, und dort, wegen ihres Reichthums und ihrer Art zu leben, indische Nabobs genannt werden. Sehr gut besoldet sind auch die Medicinal- und Wundärzte der ostindischen Compagnie, und sie leben, da sie sich außerdem noch durch ihre Nebenpraxis Wohlstand und Reichthum erwerben, auf einen ansehnlichen Fuß. Die europäischen Kaufleute erwerben große Summen durch ihre Spekulationen in Wechselgeschäften, im Groß- und Klein-Handel, und es ist eine große Seltenheit, wenn hier ein Haus bankerot wird. Kleine Kaufleute steigen durch Sparsamkeit und glücklichen Handel zu ansehnlichen Häusern empor.

Die ostindische Compagnie versorgt ihre Bediente nicht nur mit gutem Gehalte, sondern sie ist auch auf die Erhaltung derselben edelmüthig bedacht. Alle Personen, die zu ihrem Civil- und Militairdienste gehören, genießen bey Krankheiten freye Cur und freye Arzney; die Unvermögenden erhalten, wann sie genesen, zur Stärkung, auf Anzeige des Arztes, Portwein unentgeldlich. Der Kranke in dem Militair-Hospital wird auf das beste verpflegt. Er liegt in einem Ruhebette, dessen Boden aus

Stricken von Kokusbast geflochten ist, worauf eine Matte und ein Kopfkissen liegt. Die Speisen bestehen aus Fleischbrühe oder Pfefferwasser; die Genesenden bekommen Correy und Reis, auch eine gewisse Quantität Madera-Wein. —

Nach dieser Bemerkung über die wohlthätige Anstalt für das Militair komme ich auf die Lebensart der hiesigen Einwohner zurück.

Die mehresten Civil-Bediente zu Madras wohnen auf ihren Landsitzen auf Choultry Plain, Vepery, St. Thomae oder Luce. Mit Anbruch des Tages, fünf Uhr Morgens, steht man auf, kleidet sich an, fährt oder reitet spazieren, und frühstückt um acht Uhr. Dieß ist eine bestimmte Zeit, wenn man bey irgend jemanden ein Geschäft hat, oder ihn überhaupt sprechen und besuchen will, wo man den Wirth des Hauses gewöhnlich antrifft. Die Wacht-Paraden werden gewöhnlich gegen sieben Uhr des Morgens aufgeführt. Die Waffenübung wird, in der Exercierzeit, des Morgens von sechs bis acht Uhr vorgenommen, vorzüglich in der angenehmsten Zeit, den Monaten Januar, Februar und März. Die vom Militair können also zu dieser Zeit selten das Vergnügen eines Morgenspazierganges genießen. Um neun Uhr geht ein jeder an seine bestimmten Berufsgeschäfte, die gewöhnlich bis zwey Uhr dauern, worauf gespeist und nach Tische Siesta (Nachmittagsruhe) gehalten wird. Gegen fünf Uhr kleidet man sich an, fährt, reitet, oder läßt sich im Palankin auf den Spaziergängen umher tragen, und besucht auf Thee und Kartenspiel die Bekannten, bey denen man gewöhnlich zum Abendessen bleibt, und vor zwölf Uhr selten zu Bette geht. Man schläft gewöhnlich auf einer dünnen,

mit Pferdehaar gestopften Matratze, oft auch nur auf einer Matte, mit einem harten Kopfkissen und Polster. Die Decke (Palampoor) ist von feinem farbigem Cattun, und selten gefüttert. Um des Nachts von den unangenehmen Gästen, den Muskitos (Mücken), verschont zu bleiben, hat man hier im Innern der Bettstellen feine Umhänge von Gaze angebracht, die bey Tage unter dem Himmel des Bettes aufgebunden, und beym Schlafengehen herabgelassen werden.

Sucht man öffentliche Vergnügungen in Madras, so geht man in ein Publik Room, d. h. in eine geschlossene Gesellschaft, die an einem gewissen Tage der Woche zusammen kommt, und sich mit Tanz und Kartenspiel belustigt, auch zum Abendessen bey einander bleibt. — Im Admiralitäts-Gebäude wird alle vierzehn Tage Concert gehalten, an welchem nicht allein Musikverständige thätigen Antheil nehmen, sondern auch einige Damen zu singen pflegen.

Obgleich keine Schauspieler zu Madras sind, so werden doch oft Schauspiele von Liebhabern des hiesigen Civil- und Militair-Publicums mit vielem Beyfalle gegeben. Jährlich werden zu Marmelon, sechs englische Meilen von Madras, zweymal Pferderennen gehalten, die jedesmal drey Tage dauern, und bey welchen ansehnliche Summen verwettet werden. Man nimmt dazu arabische und einheimische Pferde, weil die englischen, des weiten Transports halber, zu theuer kommen, auch wegen der großen Hitze mit den asiatischen Pferden nicht ausdauren können. — Nach dem Pferderennen, welches des Morgens in der Kühle gehalten wird, wird gefrühstückt, und nachdem zuweilen getanzt.

Zu den Lustpartien, welche zuweilen geschlossene Gesellschaften nach den nahe belegenen Oertern um Madras machen, gehören der St. Thomasberg, und das Dorf Ennore. Der St. Thomasberg, auch bey den Engländern hier unter dem Namen Mount bekannt, liegt acht englische Meilen südwestwärts von Madras. Das Artilleriecorps der ostindischen Compagnie hat hier seine Cantonnirungsquartiere, und wohnt in sehr schönen und geräumigen Baraken. Auf dem Berge liegt eine katholische Kapelle, bey welcher einige portugiesische Patres wohnen. Man steigt den sehr steilen Berg auf einer breiten, steinernen Treppe hinan. Der heilige Thomas, dessen Andenken den christlichen Indiern überall heilig ist, soll, der Sage nach, hier begraben liegen. Man hat von dem Berge herab eine der schönsten Aussichten; vorzüglich gewährt Madras und das Fort St. George, mit der von vielen Schiffen bedeckten Rhede, einen prächtigen Anblick. Westwärts liegt das Fort Pondamaly, und hinter diesem erblickt man in der Ferne die blaue Gebirgskette der Gauts.

Zu Ennore, einem kleinen Dorfe, acht englische Meilen nordwärts von Madras, hat eine Gesellschaft Engländer, außer einem schönen massiven Gebäude, mehrere Bongalos an der Mündung eines kleinen Flusses, nahe am Gestade des Meeres, erbaut. Es sind Häuser von Erde und Lehm, die gewöhnlich rund, oder in Form eines Achteckes gebaut, und mit Schilf oder Palmzweigen bedeckt sind. Man besucht diesen Ort zum Vergnügen, oft aber auch zur Wiederherstellung der Gesundheit, da man sich hier des Seebades bedienen kann. Nicht weit von hier liegt in der See eine Austerbank. Ueberhaupt bekommt man hier die besten

Fluß- und Seefische, von deren Fang sich die Einwohner dieses Dorfes vorzüglich nähren.

Das Dorf Meliapoor, oder St. Thomas, zum Andenken des schon erwähnten Heiligen *) dieses Namens so genannt, liegt vier englische Meilen südwärts von Madras an der Seeküste. Es ist mehrentheils von Portugiesen und Mohammedanern bewohnt; doch sind auch hier mehrere Gärten und Landsitze einiger Engländer und zum Hofstaate des Nabobs gehörender Officianten und Bedienten. Auch hat der in den ostindischen Gewässern commandirende Admiral oder Commandeur des Geschwaders hier ein zierliches Landhaus und schöne Garten.

Auch das Vergnügen des Umganges mit gebildeten Damen entbehrt hier der Europäer nicht. Das englische Frauenzimmer, das hier einer besondern Achtung genießt, wird wegen seiner Seltenheit sehr geschätzt, und macht häufig sehr vortheilhafte Heirathen; ja es kommen oft junge Frauenzimmer aus Europa, um ihre etwanigen Anverwandte und Freunde zu besuchen, eigentlich aber in der Hoffnung, eine reiche Partie zu treffen, und selten werden sie in ihrer Hoffnung getäuscht.

Lady Campbell, die Gemahlin des ehemaligen Gouverneurs, Generalmajors Sir Archibald Campbell, verdient hier wegen ihres

*) Der Indier Glaubensbekehrer St. Thomas, Apostel, Manichäer, oder armenischer Kaufmann, litt zu Meliapoor, im achten Jahrhundert, den Märtyrertod, wo die Portugiesen unter dem Namen St. Thomae, eine bischöfliche Kirche gründeten, und wo der Heilige ein jährliches Wunder that, bis ihn die unheilige Nachbarschaft der Engländer zu schweigen gebot. — La Croze Histoire des Indes. 2 Bände. La Haye 1758.

vortrefflichen Characters und ihrer liebenswürdigen Eigenschaften einer besonderen Erwähnung. Ihr Gemahl kam im Jahre 1786 nach Madras, und ging 1789 wieder nach England zurück, wo er bald nachher starb. Diese Dame, die zu den gesellschaftlichen Vergnügungen ungemein viel beytrug, errichtete auf ihres Gatten Landsitze ein hübsches kleines Theater, auf welchem die angesehensten Personen beiderley Geschlechts Schauspiele aufführten. Sie stiftete mehrere milde Anstalten; im Jahre 1787 eröffnete sie eine Subscription zu einem Knaben- und Mädchen-Asyl, welches so reichlich begabt wurde, daß das Unternehmen mit dem besten Erfolge gekrönt ward. An Zöglingen, welche aus protestantischen Kindern verarmter Aeltern, oder aus solchen, die hier von den Europäern so häufig außer der Ehe mit Indierinnen gezeugt werden, bestehen, konnten bey den Mädchen auf 140, bey den Knaben auf 100 angenommen werden. Die Regierung wies dazu Gebäude in Vepery an, und der damalige Missionair, Herr Gerke, ein Deutscher, erhielt die Aufsicht darüber. Aus Europa werden Lehrer und Aufseherinnen dazu verschrieben, welche den Zöglingen in der Religion, im Schreiben, Rechnen und Handarbeiten Unterricht geben. Die sämmtlichen Kinder werden reinlich gekleidet und gespeist. Die Mädchen tragen ein weisses Gewand mit einer blauen Schärpe, die Knaben weisse Jacken und Pantalons. Bis ins sechzehnte Jahr bleiben sie in dieser Lehranstalt. Die Mädchen können alsdann bey Damen als Kammermädchen rc. in Dienste gehen, wozu sie eine kleine Aussteuer an Kleidung und Geld bekommen; die Knaben aber irgend ein Handwerk erlernen, oder Militairdienste nehmen. Die Segenswünsche

vieler geretteten Unglücklichen, so wie das Andenken des dankbaren Publicums, begleiteten diese edle Dame, als sie mit ihrem Gemahl nach Schottland in ihr Vaterland zurückging.

Dieser Gouverneur trug vieles zu den zweckmäßigen Veränderungen der Civil- und Militair-Kammern bey; nur wurde ihm Schuld gegeben, daß er in Besetzung der Aemter und Commandantenstellen zu parteyisch gegen seine Verwandte und Landesleute, die Schotten, gewesen sey. Was man übrigens auch hin und wieder an diesem Mann zu tadeln wußte, so hatte er doch die allgemeine Stimme für sich, vorzüglich die der bessern Menschen, so wie auch der Eingebornen. Er war ein sehr geschickter Soldat, und gab dem Militair ein dem hiesigen Local angemessenes Evolutions-Reglement. Auch soll er als Staats- und Geschäftsmann sich sehr einsichtsvoll und thätig bezeigt haben.

Außer dem von Lady Campbell errichteten Asyl unterhält die ostindische Gesellschaft zu Madras ein Waisenhaus für Knaben; überhaupt aber ist die hiesige Regierung bemüht, unter den Eingebornen Aufklärung durch Lehranstalten zu befördern.

Der würdige Missionair Schwarz, ein Deutscher, hat auf Kosten der ostindischen Compagnie eine Schule für indische Kinder zu Tanjore angelegt; allein die Braminen arbeiten ihm heimlich entgegen, und seine edlen Bemühungen haben bisher noch nicht den guten Erfolg gehabt, der ihnen zu wünschen wäre. Dieser thätige Greis steht wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner Kenntniß der Landessprachen bey den Engländern sowohl als bey den Indiern in hohem Ansehen. Er wurde von der englischen Regierung mehrmals als Unterhändler an den Hof

des Hyder Aly und seines Sohnes und Nachfolgers, Tippoo-Saib, gesandt, und verrichtete seine Geschäfte jederzeit zur vollkommenen Zufriedenheit beider Theile.

Ein ehemaliger Jesuit, Pater Manenti, ein Italiäner, erhielt vom englischen Gouvernement die Erlaubniß, 25 englische Meilen von Madras eine katholische Colonie zu gründen, wozu ihm ein ansehnlicher Strich Landes, nebst den nöthigen Materialien und Geld gegeben wurde. Das Unternehmen glückte, und der dankbare Manenti nannte die Colonie, dem Gouverneur zu Ehren, Campbell-Pett.

Obschon Madras keine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste hat, so trifft man hier doch verschiedene Individuen an, die wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, und sie zum Besten des Publicums verwenden. Im Jahr 1787 kam ein Herr Toppin nach Madras, der den Auftrag erhielt, die geographischen Höhen der Koromandelküste aufzunehmen, welches Geschäft er zur Zufriedenheit des Gouvernements beendigte. Er war der Stifter einer geographischen und astronomischen Gesellschaft, die sich nachher zu Madras constituirte.

Der Ober-Chirurgus, Mr. Andersen, machte einen Versuch, die Cochenille hier einheimisch zu machen, und sie zu einem nützlichen Handelszweige empor zu bringen, wozu er von der Academie der Künste und Wissenschaften zu London, vorzüglich aber von deren Präsidenten, Sir Joseph Banks, unterstützt und aufgemuntert wurde. Auch beförderte er die Anpflanzung der Maulbeerbäume, um in hiesiger Gegend den Seidenbau zu beleben.

Im physischen und mechanischen Fache zeichnete sich ein

gewisser Mediciner, Doctor Lucas, vortheilhaft aus. Unter seiner Aufsicht wurde das schöne Gebäude zu Vepery zur Versammlung der dortigen angesehenen Freymaurer aufgeführt; auch erfand er eine neue Art, die Seitenwände in einigen Gebäuden so einzurichten, daß die Luft zwar freyen Durchzug hat, der Regen und die Sonnenstrahlen aber nicht durchdringen können. Diese Wände werden von auf einander gelegten Dachziegeln aufgeführt. Herr Bell, zweyter Prediger an der englischen Kirche zu Madras, hält öffentliche Vorlesungen über die Experimental-Physik. Als Schriftsteller und Dichter zeichnen sich der nunmehr verstorbene Hugh Boyd (Hafen-Capitain) aus. Er ist einer der Hauptmitarbeiter und Redacteur einer hiesigen Zeitung, The Madras Courier, genannt. In der Jenaer allgem. Litter. Zeitung vom Jahre 1801 findet man eine Biographie und Anzeige seiner litterarischen Producte im Necrolog.

Ein Rechtsgelehrter, Mr. Popham, pachtete einen Strich Landes, sechs Meilen nordwärts von Madras, um Gemüse rc. zum Verkauf nach der Stadt darauf zu ziehen. Auch kaufte er Ochsen, Schaafe, Schweine, Geflügel rc. auf, um sie auf seinem Pachthofe züchten zu lassen, und nachher auf dem von ihm dazu erbauten Bazar zu verkaufen. Indessen hatte die Sache nicht den erwünschten Fortgang, den man davon erwartete. Der Unternehmer konnte, wegen seiner überhäuften Berufsarbeiten, das Geschäft nicht selbst thätig genug betreiben, und wurde von seinen Verwaltern hintergangen. Uebrigens ist dieser Mann ein Bruder des Sir Home Popham, eines ausgezeichneten englischen Seeofficiers.

Für die Erziehung der Jugend der hiesigen Europäer wird

eigentlich nur schlecht gesorgt. Die Aeltern übernehmen dieses Geschäft Anfangs selbst, und schicken ihre Kinder gegen das achte Jahr nach England, wo sie alsdann nichts sparen, was zu ihrer Bildung und Vervollkommnung beytragen kann. Die Kinder lernen durch den häufigen Umgang mit dem Gesinde sehr leicht die hiesigen Landessprachen, vorzüglich sprechen sie das hier übliche, gebrochene Portugiesisch, weil die mehrsten Ammen und Kindermädchen von der Nation der gemischten Portugiesen sind.

Eines der angenehmsten Ereignisse für Europäer ist die Ankunft der Indiamen, mit welchen außer den europäischen Nachrichten, Waaren 2c. auch Passagiere mitkommen.

Die zuerst ankommenden haben gewöhnlich den besten Markt. Die Commandeurs und Officiere dieser Schiffe haben einen Antheil an dem Raume, den sie mit Beladung verschiedener Galanterie- und anderer Waaren, als Käse, Porter, Aale 2c. zu benutzen suchen. Diese Artikel werden alsdann von dem Secretair des Schiffes, oder dem Stuart des Capitains, öffentlich ausgestellt und verkauft.

Man sieht zu dieser Zeit die Damen von einer Bude, wie in old Bond Street in London, zur andern wandern, um neumodischen Putz, Bijouterien 2c. einzukaufen.

Die Civil- und Militair-Bedienten der ostindischen Compagnie können für den Einkaufspreis, ohne daß etwas für Fracht bezahlt wird, Madera-Wein und Tuch zu Kleidern bekommen, welches man in den Kaufläden weit theurer bezahlen muß.

Auch die jährlich von China kommenden Schiffer bringen

die schönsten Seidenzeuge, Naukin, Frauenzimmerschuhe, Kandiszucker, Thee, Porcellan, Gemählde, Fächer, Spielsachen rc. mit welchen sie die zum Verkaufen eingerichteten Gewölbe ausschmücken und Kauflustige anzulocken wissen.

Trinkbares Wasser ist wohl in ganz Indien nirgends so gut zu finden, als in Madras. Die Quellen entspringen in der schwarzen Stadt und werden durch eine Kunst nach dem Fort St. George geleitet. Nahe am Gestade des Meers befindet sich ein großer bedeckter Wasserbehälter, wohin das Trinkwasser gleichfalls geleitet wird, und aus welchem sich die Schiffe versehen. Es hält sich sehr gut auf der See, und wird von den englischen Seeleuten dem Themse- und Gangeswasser vorgezogen. In andern Gegenden, vorzüglich im südlichen Theile der Halbinsel, ist das Trinkwasser nicht so gut. Man sagt, es werde dadurch eine gewisse Krankheit, der Nervenwurm, hervorgebracht, die einer besondern Erwähnung verdient. — Der Kranke bekömmt eine Geschwulst an irgend einem Theile des Körpers, gewöhnlich an den Beinen, auf denen sich eine weisse Spitze, wie der Kopf irgend eines Eyter-Geschwüres, zeigt; die weisse Spitze ist ein Ende des Wurms. Er wird mit einer Pinzette ergriffen und auf eine Federspuhle aufgewickelt, womit man mehrere Wochen fortfährt, bis der oft sehr lange Wurm ganz herausgewunden ist. Sobald er bey der Operation reißt, können die Folgen für den Kranken sehr bedenklich werden.

Die häufigsten Krankheiten der hier lebenden Europäer in Madras sind Dyssenterie, Absonderung der Galle, und die daraus entspringenden Uebel, nebst Leberkrankheiten und venerischen

Seuchen. — Die Leberkrankheiten, welche gewöhnlich von Erhitzung entstehen, werden dort durch das Einreiben der Mercurialsalbe behandelt. Auch werden die Patienten, wenn der Absces der Leber äußerlich erscheint, operirt.

Damit ich aber meinen letzten Brief nicht mit traurigen Gegenständen der Gebrechlichkeit unsrer körperlichen Natur beschließe, will ich Ihnen noch das Freudenfest am Geburtstage unsers Königs beschreiben.

Mit Sonnenaufgange wird ein Salut gefeuret; alsdann versammeln sich sämmtliche Truppen der Garnison im Fort St. George in Parade und bilden auf dem großen Platze ein Viereck, in welchem der Gouverneur mit den sämmtlichen Civilbeamten und dem Generalstaabe erscheint. Das Militair giebt eine dreymalige General-Decharge, während das Spiel gerührt wird. Alsdann wird präsentiret, der Gouverneur entblößt sein Haupt, alle rufen aus: „Es lebe der König!" welches mit einem dreymaligen Hurrah! von allen Anwesenden begleitet wird; darauf bekommen die Soldaten für den Tag eine Portion Fleisch und Branntwein. Die sämmtlich anwesenden Officiere, so wie die mehresten Civilbeamten, werden zum Frühstücke bey dem Gouverneur eingeladen; Mittags ist große Tafel beym Gouverneur, und ein Ball beschließt die Feyerlichkeit dieses Tages.

Ein und zwanzigster Brief.

St. Helene den 18ten May 1792.

Um die Hälfte bin ich Ihnen nun schon näher gekommen, und in ein paar Monaten denke ich Sie nach einer Trennung von eilf Jahren zu umarmen. Dennoch ergreife ich mit Vergnügen die Gelegenheit, einige Briefe nach dem Vaterlande zu befördern, da ein hier liegendes Schiff morgen nach Europa abgeht und dort einige Wochen früher ankommen wird, als wir, weil die unsrigen sehr schlecht segeln und bey einander bleiben müssen.

Den 20. Januar früh verliessen wir die Rhede von Madras unter günstigem Winde, und kamen am 28. März des Abends in der Tafel Bay beym Vorgebirge der guten Hoffnung glücklich vor Anker, nachdem uns unterweges nichts besonders, als einige stürmische Witterung, auf der Höhe der Insel Madagascar, begegnet war. Den andern Tag ging ich mit den mehrsten Officieren unsers Regiments ans Land, und miethete mich vors erste bey einem in der Capstadt mir empfohlenen holländischen Bürger ein, weil es hier nur wenige Wirthshäuser giebt, und diese nicht zur Bewohnung für Fremde eingerichtet sind. Ich fand bey meinem Wirthe alle Bequemlichkeit, auch eine wohlbesetzte Tafel und sehr guten Wein, von denen ich so viel trinken kann, als ich will. Für alles, auch Caffee und Thee,

zahle ich täglich einen spanischen Thaler, welches ungefähr anderthalb Thaler Convent. Münze macht. In ganz Deutschland würde ich für dieses Geld nicht so gut leben, wenigstens nicht alles das erhalten können, was man uns hier dafür reicht.

Unsere erste Sorge war die Cur und Verpflegung unserer Kranken, wovon die mehrsten am Scorbut litten. Die Luft, die kräftigen Speisen, die stärkenden Weine, das erfrischende Gemüse und treffliche Obst stellten sie bald wieder her.

Die sogenannte Capstadt liegt am Fuße des Tafelberges, welcher darum so genannt wird, weil er oben nicht wie andere Berge oder Felsen abgerundet, sondern ganz platt und an beiden Seiten mit zwey spitzen Bergen eingefaßt ist. Die Stadt ist ziemlich groß, hat sehr regelmäßige Straßen und gute Wohnhäuser, von zwey und mehreren Stockwerken, mit flachen Dächern; doch giebt es einige Häuser, die mit einer Art schwarzer Binsen gedeckt sind. Sie sind von Backsteinen erbauet, und mit weissem Muschelkalk übertüncht. Es befinden sich in der Stadt zwey sehr wohlgebauete Kirchen, wovon die eine zur reformirten, die andere zur lutherischen Gemeinde gehört. Das Castell liegt einige hundert Schritt nordwärts von der Stadt, von welcher es durch eine mit Kanälen und Wegen durchschnittene grüne Ebene getrennt ist; außerdem ist die Stadt an beiden Seiten durch mehrere Batterien gedeckt. Die Garnison besteht aus einem Regiment Infanterie und einem Bataillon Artillerie, und macht ungefähr zwey tausend Mann aus.

Die nächsten Umgebungen der Capstadt sehen nicht sehr fruchtbar aus, weil der Tafelberg und seine beiden Nachbarn, der Zuckerhut und Teufelsberg, wegen ihrer felsigen Natur keine

Vegetation gestatten; allein am Fuße derselben, so wie weiter ins Land hinein, ist der Boden äußerst fruchtbar. Man findet hier wegen des außerordentlich milden Klima's alle möglichen Früchte und Gemüsearten, als Aepfel, Birnen, Guaves, Nüsse, Kastanien, Orangen, vornehmlich Weintrauben, welche hier zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gedeihen. Auch fehlt es nicht an Waizen, Gerste, Hafer und Reis. Aber man leidet großen Mangel an Brennholze, welches von den Hottentotten durch Zugochsen aus einer beträchtlichen Ferne in die Stadt gebracht wird.

Am Ende der Stadt, an der Südseite, dicht unter dem Tafelberge, liegt ein sehr schöner, geräumiger Garten, welcher der holländisch-ostindischen Handels-Compagnie angehört. Er ist etwas über 1000 Schritt lang, und etwa 400 breit, und hat schöne regelmäßige Gänge, die mit hohen Hecken und Alleen von Eichen eingefaßt sind. Am Ende dieses Gartens ist eine besondere Abtheilung für fremde und wilde Thiere; wir fanden jedoch nur wenig bemerkenswerthe darin, nämlich einige Straußvögel, und in den Behältern einige wilde Katzen, Falken, Störche, Eulen rc. Gewöhnlich gingen wir hier des Nachmittags spazieren, und fanden den Garten immer von Einheimischen sowohl als Fremden stark besucht.

Sie können denken, daß ich Constantia, wo der bekannte und berühmte Wein dieses Namens wächst, nicht unbesucht gelassen habe. Der Ort liegt etwa sechs englische Meilen nordwärts von der Capstadt entfernt. Ich machte mit meinem Wirthe und mehreren meiner Cameraden den Weg theils im Wagen, theils zu Pferde, und in sehr kurzer Zeit, weil die

zwar kleinen, aber äußerst dauerhaften hiesigen Pferde sehr schnell laufen. Unterweges kehrten wir bey einem Landmanne ein, der uns mit einem schönen Frühstück und sehr gutem Weine bewirthete.

Sobald wir zu Constantia angelangt waren, besuchten wir das große Weinlager, welches ein langes, geräumiges Gebäude ist, und wo wir auf beiden Seiten große Fässer mit Wein sahen, der in Gährung war, oder eben gekeltert wurde, weil es gerade in der Zeit der Lese war. Der Aufseher dieses Weinlagers empfing uns sehr höflich, und ließ uns sogleich von dem besten Constantiaweine und herrliche Früchte und andre Erfrischungen vorsetzen. Der Wein hat einen lieblich süßsäuerlichen Geschmack; und da man uns von dem ältesten gab, so spürten wir seine Güte und Kraft sehr bald, fanden aber auch, daß sie eben so geschwind verflog. Wir gingen darauf in den Weinberg selbst, dessen Boden sehr sandig ist. Die Stöcke, welche voll schöner Trauben hingen, sind nicht über zwey Fuß hoch von der Erde. Es ist nur ein kleiner Fleck Landes, worauf dieser berühmte Wein wächst, dessen Trauben aus Burgund dahin gekommen seyn sollen, und nur allein auf diesem kleinen Puncte der Erde so besonders gedeihen. Nachdem wir alles besehen hatten, kehrten wir zu dem Pachter zurück, bey welchem wir den Morgen gefrühstückt hatten, und aßen dort zu Mittage. Nach der Mahlzeit besahen wir die schöne Gegend umher, und bestiegen eine Anhöhe, von welcher wir die Capstadt und die Tafel-Bay, so wie die ganze Gegend unter dem Fuße des Tafelberges übersehen konnten. Gegen Abend kehrten wir zufrieden über den angenehm verlebten Tag nach der Capstadt zurück.

Dem Commandanten der hiesigen Garnison, Oberst Gordon,

einem Schottländer von Geburt, und großem Naturforscher, welcher mehrere Reisen in das Innere von Afrika gemacht hat, wurde ich eines Tages, nebst mehreren meiner Cameraden, vorgestellt. Er empfing uns äußerst artig, erzählte uns von seinen Reisen, und zeigte uns mehrere gesammelte Seltenheiten dieses Landes; unter andern auch ein ausgestopftes Camelopardolin, oder Giraffe, welches er selbst geschossen hatte. Dieses seltene Thier ist vom Kopfe bis zu den Füßen funfzehn bis sechzehn Fuß hoch, vorn höher als hinten, und das höchste aller bisher bekannten vierfüßigen Thiere. Sein Fell ist wie ein Tieger gefleckt; auf dem Kopfe hat es zwey kleine Hörner. Es lebt in Wüsteneyen und Waldungen heerdenweise. Der Oberst besitzt ein ansehnliches Naturalien-Kabinet von ausgestopften vierfüßigen Thieren, Vögeln, Reptilien und Fischen, die er uns zeigte und näher beschrieb, so daß ich einen sehr angenehmen Morgen bey diesem interessanten Manne zubrachte. Wie sehr habe ich es bereut, seine Bekanntschaft so spät gemacht zu haben, da wir einige Tage nach diesem Besuche bey ihm das Vorgebirge der guten Hoffnung verliessen. Wäre ich früher zu ihm gegangen, so hätte ich Gelegenheit gehabt, mehrere seiner gesammelten Seltenheiten abzuzeichnen. *)

Holländer, die sich hier niedergelassen haben, werden von lauter Sclaven, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, bedient; auch sind die Arbeiter bey den Factoreyen der holländisch-ostindischen Compagnie Sclaven. Die mehresten davon sind Afrikaner, doch trifft man auch Asiaten und Amerikaner dar-

*) Dieser Mann soll sich vor einigen Jahren in einem Anfalle von Schwermuth erschossen haben.

unter an. Diese armen Menschen werden von ihren Herren unbarmherzig und grausam behandelt: eine Begegnung, die mir um so mehr auffiel, da wir in Ostindien keinen Sclavenstand kannten.

Die Kaffern, eine Nation Schwarzer, die in der Nachbarschaft des Vorgebirges der guten Hoffnung wohnen, sind groß, wohlgebildet und von starkem Körperbaue, mit wolligem kurzem Haare und aufgeworfenen Lippen. Die Regierung unterhält viele von ihnen, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet sind, um die sogenannten Buschmänner von den hiesigen Plantagen abzuhalten.

Die Hottentotten sind von mittlerer Größe, haben aufgeworfene Lippen, wolliges Haar und eine gelbbraune Haut. Sie tragen gewöhnlich ein Hammelfell über den Schultern. Die Weiber sind äußerst häßlich, schmieren sich mit Fett, und tragen um Arm und Beine die Eingeweide von Thieren als Schmuck; ihre Brüste sind von außerordentlicher Länge, so daß sie solche ihrem auf dem Rücken hängenden Säuglinge über die Schulter reichen können.

Unser Aufenthalt in der Capstadt dauerte drey Wochen; ich zähle sie unter die schönsten meines Lebens. Am 21. April ging ich wieder an Bord, und am 22. des Morgens verliessen wir das Vorgebirge der guten Hoffnung. An dem Ausgange der Tafel-Bay liegt eine kleine Insel, welche die Holländer die Robben- auch Ponguinen-Insel nennen, und die ihren Namen von den Robben und Ponguinen hat, die man in ihrer Nachbarschaft in großer Menge findet. Die Ponguine ist eine Art Ente, welche auch unter Wasser sehr geschwind schwimmen

kann, wozu sie hauptsächlich ihre Flügel, die wie Floßfedern gestaltet sind, gebraucht. Auf diese Insel werden von den Holländern Missethäter geschickt, um die Arbeiten, unter Aufsicht von einer Wache, zu verrichten.

Zwey und zwanzigster Brief.

St. Helene den 19ten May 1792.

Am 14. May liefen wir hier auf der Rhede von St. Helene vor Anker, um von hier aus die Schiffe mit frischem Wasser zu versehn. Eine Ansicht dieser Insel, die wenig mehr, als eine bloße Felsenmasse ist, giebt Ihnen der Prospect No. 11. Sie ist durch das schöne Wasser, welches hier entspringt, den nach und von Ostindien fahrenden Schiffen nützlich, und liegt im sechzehnten Grade vier Minuten südlicher Breite, und im fünften Grade vier und funfzig Minuten westlicher Länge. Sie soll zuerst von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen, nachher aber an die Engländer abgetreten worden seyn. Außer dem frischen Wasser liefert sie auch wohl zur Noth einige Lebensmittel. Dieses ist die Ursache, warum England so viele Kosten dieser Besitzung wegen verwendet, welche beträchtlich, und dagegen die Producte des Handels und des Lebensunterhaltes nur sehr unbeträchtlich sind.

Sie sehen, diese Insel besteht aus einer Masse ungeheurer

Felsen, die aus dem Meere empor ragen, die jetzt aber zum Theil, vorzüglich in den Ebenen, durch die unermüdeten Bewohner mit vieler Kunst urbar gemacht worden sind.

Die Stadt, welche nach der Seeseite zu befestigt ist, liegt an einer Bucht, in welcher für die Schiffe ein sicherer Ankerplatz ist. Auf der einen Felsenspitze rechter Hand befindet sich eine mit mehreren Kanonen versehene Batterie, dergleichen an mehreren Stellen dieser Insel angebracht sind, und von welchen die ankommenden Schiffe signalisirt werden. Kein Fahrzeug darf einlaufen und sich vor Anker legen, ehe es ein Boot abgesandt hat, das seinen Namen, den Ort, woher es kommt, und die Nation, von der es ist, angezeigt hat. Ein schwarzes Brett, auf welchem mit großen weissen Buchstaben diese Nachricht in englischer, französischer und portugiesischer Sprache geschrieben steht, ist zu dem Ende aufgestellt, und kann in einer ziemlich weiten Entfernung durch Hülfe eines Fernglases gelesen werden.

Die Wege an den steilen Felsen sind mit vieler Mühe ausgehauen und gearbeitet, und an der abhängenden Seite mit einer kleinen Mauer umgeben. Der Gouverneur und einige Bewohner haben in den Thälern und Ebenen der Insel kleine Landsitze und urbar gemachte Ländereyen, wohin man auf Mauleseln oder kleinen Pferden reitet.

Die mehrsten Häuser sind von Erde und Lehm gebaut, haben Dächer von Stroh und gewöhnlich nur ein Stockwerk. Die Wohnung des Gouverneurs, so wie die Kirche, sind von Stein erbaut, und mit Dachziegeln gedeckt.

Die Garnison besteht aus einem Bataillon Infanterie und zwey Compagnien Artillerie der englisch-ostindischen Compagnie.

Die Bewohner der Insel leben größtentheils von Seefischen, an welchen sie einen großen Ueberfluß aller Gattungen haben.

Jährlich werden zwey besonders dazu bestimmte Schiffe hierher gesandt, um die Insulaner und die hiesigen Magazine mit Mehl, Pöckelfleisch und anderm Vorrathe zu versehen. Die Magazine müssen jederzeit mit Lebensmitteln angefüllt seyn, um im Nothfalle die hier einkehrenden Schiffe damit versehen zu können.

Oft soll es hier an Regen fehlen, da denn die Früchte mißrathen, oder die Weiden vertrocknen, wodurch unter dem Vieh manche Krankheiten und Seuchen entstehen. Uebrigens wird das Klima für sehr gesund gehalten, und von ansteckenden Krankheiten hat man keine Beyspiele. Wirthshäuser giebt es hier so wenig, wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; indessen logiren und speisen einige Einwohner die hier vorsprechenden Passagiere und Schiffer.

Ich sah bey einem Officier der hiesigen Garnison ein von ihm gesammeltes Naturalien-Kabinet, welches, außer verschiedenen merkwürdigen Vögeln, Fischen und andern Thieren, eine artige Anzahl sonderbarer Muscheln enthielt, welche das Meer hier häufig auswerfen soll.

Unter den Fischen ist der Schwimmkopf sehr merkwürdig, welchen wir hier mehrere Male selbst gefangen haben. Er hat eine harte Schaale, wie die Schildkröte, die oben einen spitzen Rücken, unten aber einen platten Boden hat; er kann, wenn

man ihn lebendig auf den Tisch setzt, weiter nichts als die Augen, die Floßfedern und den Schwanz bewegen.

Oben auf den Felsen haben die Einwohner hin und wieder Erdreich angetroffen, und dasselbe urbär gemacht. Der Gouverneur, Oberst Brooks, ein liebenswürdiger Mann, der viele Kenntnisse besitzt, und uns mit Güte und Gastfreundschaft empfing, hat hier ein Landhaus mit einem recht artigen Garten.

Obgleich die Insel ihre Bewohner nur kärglich ernähren kann, so bemerkt man demungeachtet eine eigene Heiterkeit und Zufriedenheit unter ihnen; auch leben sie in der besten Eintracht mit einander. Sie geben einen Beweis, daß man auch ohne Ueberfluß glücklich leben kann.

Zur Ehre der hiesigen Einwohner muß ich noch bemerken, daß sie ihre Bediente und Arbeiter, welches Mohrensclaven sind, menschenfreundlich behandeln. Diese armen Geschöpfe kommen aus Afrika und werden hier verkauft, wo sie ein besseres Schicksal finden, als ihre Mitbrüder bey den Holländern auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu erwarten haben.

In einigen Tagen werden wir wieder unter Segel gehen. Bald, meine Lieben, werde ich Euch im Vaterlande umarmen.

Erklärung der Kupfer.

I.

Erklärung der Prospekte.

No. 1. Eine Moschee nebst dem Mausoleum eines Nabobs des Karnatiks — Anaverdy Aly Chan. Sie liegt zwischen der Festung und der Stadt Arkot. Neben dem großen Mausoleum sieht man auch Gräber der geringeren Moormen.

No. 2. Ansicht der Festung Tritschinopoly. Sie liegt 100 englische Meilen südwärts von Madras, und man sieht sie hier im Hintergrunde auf dem steilen Felsen, rechter Hand einen Theil der Seringham, und links der Jumbakistna-Pagode, nebst mehreren kleinen Bethäusern und Choultrys. Im Vordergrunde fließt der Cavery, auf welchem eine Fähre zu sehen ist.

No. 3. Ansicht der Festung Vellore. Die Festungswerke sind nach indischer Art von Granitstein erbaut. Der hohe Thurm ist ein nach chinesischer Art gebautes Schloß des ehemaligen Rajah — Fürsten — von Vellore. Auf den im Hintergrunde liegenden Bergen sieht man die darauf angelegten Festungswerke, welche den Ort dominiren.

No. 4. Die holländische Festung Paliacate. Sie liegt an der Seeküste 30 englische Meilen Nordwärts von Madras. Die holländisch-ostindische Compagnie hat hier eine Handels-Factorey.

No. 5. Vira-Mally. Ein Ort, der wegen seiner Pagode, die auf einem steilen Felsen liegt, bei den Hindus berühmt ist. Er liegt im Königreiche Tanjore; am Fuße des Berges sieht man eine ziemlich große Choultry, und einen großen Tank — Teich — vor derselben. Im Vordergrunde steht ein junger Banianbaum, dessen Zweige wieder Wurzel in die Erde schlagen, links ein Mausoleum.

No. 6. Paradeplatz im Fort St. George. Rechts sieht man einen Theil von dem Fort-Square, oder der von den ersten Eroberern, den Portugiesen, erbaueten Festung zu Madras, in welchem das Gouvernementshaus steht; linker Hand einen Theil der Hauptwache, vor welcher ein Seapoy Schildwache steht. Im Hintergrunde rechter Hand sieht man das Portug. Square. Hier befindet sich das topographische Büreau; auch wohnen daselbst einige Officiere vom Geniecorps, und andere zu diesem Departement gehörende Officianten.

Linker Hand stehen die Baraken der garnisonirenden Truppen. In der Mitte sind einige Gaukler und Equilibristen beschäftigt ihre Künste zu zeigen. Rechter Hand sieht man einen Palankin, wie er im Laufen getragen wird.

No. 7. Eine Choultry, oder eines derjenigen öffentlichen Gebäude, die in Ostindien an den Heerstraßen stehn, und in welchen die Reisenden auszuruhn und zu übernachten pflegen. Ein reisender Offieier ist so eben in dieser Choultry angekommen, das Frühstück steht bereit, sein Bedienter — Dúbaschy — bringt das Theewasser herbey. Vor der Choultry steht sein Palankin, um welchen sich ein Theil der Träger gelagert hat. Hinter der Choultry steht sein Pferd angebunden; dieses geschieht auf folgende Art: vorn sind zwey Pflöcke in dem Boden befestigt, an welchen der Halfter des Pferdes angebunden wird, und in einiger Entfernung rückwärts wieder ein Pflock, an welchem zwey lange Leinen befestigt sind, die dem Pferde um die Kothen der Hinterbeine geschlungen werden. Rechts sieht man eine Bude, welche den Reisenden mit Reis, Gewürz rc. versieht. Im Vordergrunde linker Hand ist ein Indier beschäftigt, den Saft aus der Kokus-Palme, der oben am Blütenstiel in einen Topf gesammelt wird, herab zu holen. Er klettert den Baum auf folgende Art hinan: Um die Füße hat er ein von Bast gemachtes Seil, damit solche dicht zusammen gehalten werden; um den Leib hat er gleichfalls ein ähnliches Seil, welches er um den Baum schlingt. Die eine Hand stämmt er gegen den Baum, mit der andern schiebt er das um den Leib und Baum geschlungene Seil in die Höhe, zieht dann die Füße nach, und hutscht auf diese Weise sehr schnell den Baum hinan. Im Hintergrunde stehen einige Hütten, die von der Kaste der Pariars bewohnt sind, welche weder in einer Stadt noch in einem Dorfe wohnen dürfen.

No. 8. Eine Gegend ohnweit Arkot. Diese habe ich vorzüglich deshalb gewählt, um eine Ansicht der schönen Banianbäume, die man im Hintergrunde sieht, zu geben.

No. 9. Eine Götzenprocession mit Tanzmädchen. Im Hintergrunde sieht man die Mauer und die Thürme einer Pagode. Rechts steht eine Ehrenpforte, unter welcher der Götze, der auf einem Tragsessel sitzt, einige Zeit verweilt hat, während die Tanzmädchen linker Hand, zu Ehren des Götzen, nach der bey sich führenden Musik, einen Tanz machen. Im Vordergrunde stehen zwey Europäer, die dem Tanze zusehen. Ein Hindoo neigt sich vor dem Götzen, indem er zum Zeichen seiner Ehrfurcht beide Hände vor die Stirn hält.

No. 10. Ansicht der engl. Festung zu Madras — Fort St. George genannt, von der Landseite. Auf dem stumpfen Kirchthurme werden die ankommenden Schiffe signalisirt. Am Fuße des Glacis

geht eine Allee von Tulpenbäumen her, neben welcher eine Wasserleitung fließt.

No. 11. Ansicht der englischen Niederlassung auf der Insel St. Helene. Im Vordergrunde steht eine Mauer mit Schießscharten, welche die Stadt von der Seeseite umgiebt. Rechter Hand steht die Kirche mit einem stumpfen Thurm. Das vordere Gebäude mit Fronteau und langen Fenstern ist die Wohnung des Gouverneurs. Man sieht im Hintergrunde die ungeheuern nackten Felsen, welche auch rechts und links die Stadt, die in einem Thale liegt, umgeben. Wege sind an selbigen eingehauen, und an der Außenseite mit einer Mauer eingefaßt. Auf den Felsen oben rechter Hand sieht man eine Batterie.

No. 12. Eine Leichenprocession, welche im 7ten Briefe Seite 55 beschrieben ist.

No. 13. Eine Hochzeitsprocession. Siehe 11ter Brief Seite 74.

II.

Erklärung der kleinen Figuren.

Tab. I.

Fig. 1. Ein Armenier mit der Frau. Die Armenier, welche sich zu Madras niedergelassen haben, sind durchgehends wohlhabende Kaufleute; sie tragen sich mit einiger Ausnahme wie die Europäer. Statt des Huthes tragen sie eine in vier Spitzen zulaufende schwarz sammtne Mütze, um den Leib einen Gürtel, auch lassen sie den Zwickelbart stehen. Die Weiber tragen eine runde platte Haube, die vorn über der Stirn mit Geldstücken und Edelsteinen eingefaßt ist — über welcher sie gewöhnlich einen Schleier tragen; außerdem einen Gürtel oder Shawl, übrigens aber tragen sie sich wie die Europäerinnen.

Fig. 2. Dieser kolossalische Stier befindet sich in der Pagode zu Tanjore, und ist aus einem Stück Granitfels gehauen, von 12 Fuß Höhe.

Fig. 3. Ein Joghis oder Dakambary, einer von den Büßern, die im 4ten Briefe näher beschrieben sind. Er trägt einen Topf mit Feuer auf der flachen Hand, und leidet dabey zu Ehren des Götzen erstaunliche Schmerzen. Seinen Körper hat er mit Kuhmistasche

und Safran beschmiert. Unter dem linken Arm trägt er eine Matte mit Dornen durchflochten, worauf er des Nachts schläft.

Tab. II.

Fig. 4. Ein Büßer, der sich am Festtage der Göttin Bhagavady, unter Zulauf von vielen Zuschauern, einen eisernen Haken unter einem der Schulterblätter einhaken läßt, und unter vielem Schmerz mehrere Stunden, an einem Schwengel oder einer Wippe hängt.

Tab. III.

Fig. 5. 6. Sind Pandarum oder Bettelmönche der Hindoos; sie ziehen im ganzen Lande umher, und verdienen ihren Unterhalt von den abergläubischen Hindoos, die sie für heilig halten, und ihnen keine Gabe versagen.

Fig. 7. Eine Art Pandarum oder Satadewan, die mit abgerichteten Stieren umherziehen.

Tab. IV.

Fig. 8. Ein Fakir oder mohamedanischer Mönch der indischen Moormen. Einige ziehen im Lande umher, wallfarthen nach Mecca, und werden oft als Heilige verehrt — andere verrichten den Priesterdienst bey den Moscheen, oder bey den Mausoleen, wo sie für die Seelen der Verstorbenen beten müssen.

Fig. 9. Ein Götzenwagen. Diese stehen bey den Pagoden, und werden an besondern Festtagen mit Flaggen und andern Zierrathen ausstaffirt; worauf alsdann der Götze in Procession umher geführt, und von mehreren Hindoos gezogen wird.

Fig. 10. Ein Iman oder mohamedanischer Priester der indischen Moormen. Sie verrichten als Priester die Dienste in den Moscheen. Der vorliegende trägt ein grünes Gewand, die heilige Farbe, ein Zeichen, daß derselbe in Mecca beim heiligen Grabe des Mahomed gewesen ist — sie tragen eine Art Rosenkränze in der Hand, und andere von dicken Korallen, um die Schultern und Arme.

Fig. 11. Ein Moormen, der am Feste des Hußan Haßan auf eine besondere Art geschmückt, in den Straßen umher tanzt.

Tab. V.

Fig. 12. Bezieht sich auf das nemliche Fest, da ein Elephant mit Pauken, und der Fahne Mahomeds, sich im Gefolge der Procession befindet.

Fig. 13. Ein Peon -- Piun — oder Diener einer Herrschaft; der hier vorgestellte gehört zu irgend einer Office der ostindischen Compagnie, und überbringt einen Brief. Auf dem Schilde stehen die Buchstaben V. E. I. C. Vereinigte Ostindische Compagnie.

Fig. 14. Eine Häckerey oder Fuhrwerk, in welchem die vornehmen Indier zu fahren pflegen. Sie sitzen in demselben auf einem Polster, mit untergeschlagenen Beinen.

Tab. VI.

Fig. 16. Eine Frau aus der Braminen-Kaste, wie sie gewöhnlich gekleidet gehen; sie ist beschäftigt Wasser zu holen.

Fig. 17. Eine Frau aus der Kaste der Pariars. Auf diese Art gehen in Indien gewöhnlich die geringen Weiber gekleidet, oft haben sie aber auch nicht einmal so viel Zeug an wie diese hier; das Kind ist nackend und sitzt auf der Hüfte.

Fig. 18. Ein Moormen-Frauenzimmer. Gewöhnlich gehen — außer den ganz geringen — diese Weiber ganz verschleiert, und haben blos eine Oeffnung vor den Augen, die jedoch mit einem feinen Netze bezogen ist.

Fig. 19. Ein Moormen, der aus einem Hukah raucht. Dieser Hukah ist eine Art Pfeife; das untere Gefäß ist von Tonerde wie Wedgewood, oderauch aus Metall gemacht, mit silbernen Zierrathen ausgelegt und bis über die Hälfte mit Wasser gefüllt. Ein silbernes Feuerbecken, welches auf einem Rohr befestigt ist, enthält einen Kuchen, der aus mehreren Arten Gewürz zubereitet wird, und der durch Kohlen einen Rauch von sich giebt, welcher, vermittelst der langen Schlange, die der Mann in der Hand hält, durch das Wasser in dem Gefäße gezogen und so verraucht wird — dieser Rauch verbreitet einen angenehmen aromatischen Geruch — an dem Ende der Schlange, oder des Pfeifenrohrs, befindet sich ein Mundstück — gewöhnlich von Achat — welches man in den Mund nimmt. Auch die Europäer rauchen in Indien sehr häufig aus dem Hukah, und halten sich einen besondern Bedienten dazu, welcher Hukahbahdahr genannt wird, der weiter nichts zu thun hat, als dafür zu sorgen, den Hukah in gutem Stand zu erhalten, und die gewürzreichen Kuchen und Kohlen anzuschaffen, die dazu besonders von Reis gemacht werden.

Tab. VII.

Fig. 15. Ein Cannacopule oder Schreiber. In der linken Hand halten sie die Olles oder getrockneten Palmblätter, in der rechten einen Griffel, mit welchem sie die Buchstaben auf die Olles eingraben.

Fig. 20. Ein Dübaschy oder erster Bediente einer Herrschaft. Sie tragen, wie die Peons, ein langes weißes Gewand, besorgen die Geschäfte im Hause, bey einigen die ganze Haushaltung, warten bey Tafel auf, und werden zum Verschicken gebraucht; sie können schreiben und rechnen, und sind entweder aus der Kaste der Braminen, der Tschutris, oder der Schuters.

Fig. 21. Die Art, wie in Indien die Reisfelder gepflügt werden. Der Pflug besteht aus einem spitzzulaufenden Keil, der von Ochsen oder

Buffalos gezogen wird, und nur eben den Boden etwas aufreißt, hinten wird solcher durch den Treiber oder Pflüger dirigirt.

Tab. VIII.

Fig. 22. Ein Pikotty, oder die Art, wie die Indier das Wasser aus den Tänks und Brunnen schöpfen, und auf die Reisfelder leiten. Dieß ist im 13ten Briefe näher beschrieben.

Fig. 23. Ist eine von denjenigen Hütten, welche von den Pariars oder den niedrigsten Kasten bewohnt sind. Sie werden von Palm- und Kokuszweigen gemacht. Zwey Weiber sind vor gegenwärtiger beschäftigt den Reis zu stoßen und zu reinigen.

Fig. 27. Ein Maßuly-Boot. Siehe den 15ten Brief.

Tab. IX.

Fig. 24. 25. 26. a u. b sind im 13ten u. 14ten Briefe genugsam beschrieben.

Tab. X.

Fig. 28. Ein Katamaran. Siehe den 15ten Brief.

Fig. 29. Ein Schreiner, wie er ohne Hobelbank auf der Erde seine Arbeit verrichtet.

Fig. 30. Ein Schmidt, bey welchem ein Knabe sitzt, der mit beyden Händen die Blasebälge treibt.

Tab. XI.

Fig. 31. Ein Schuster.

Fig. 32. Ein Schneider und Moormen. Er trägt lange weite Pantalons von gestreiftem seidnen Zeuge, ein weißes langes baumwollenes Gewand, über der rechten Schulter einen Shawl, und im Gürtel einen Dolch.

Fig. 33. Ist eine Oelpresse, die durch Ochsen getrieben wird.

Tab. XII.

Fig. 34. Ein junger Indier, der auf einer Vina spielt, und dazu singt. Siehe den 15ten Brief.

Fig. 35. 36. 37. sind im 17ten und 18ten Briefe näher beschrieben.

Tab. XIII.

Fig. 38. 39. sind ebenfalls im 17ten und 18ten Briefe beschrieben.

Fig. 40. Ist ein Taschenspieler dargestellt, indem er vier metallene Kugeln in die Höhe wirft und wieder fängt; vor ihm steht ein Sack, der seine Sachen zu den Gaukelkünsten enthält.

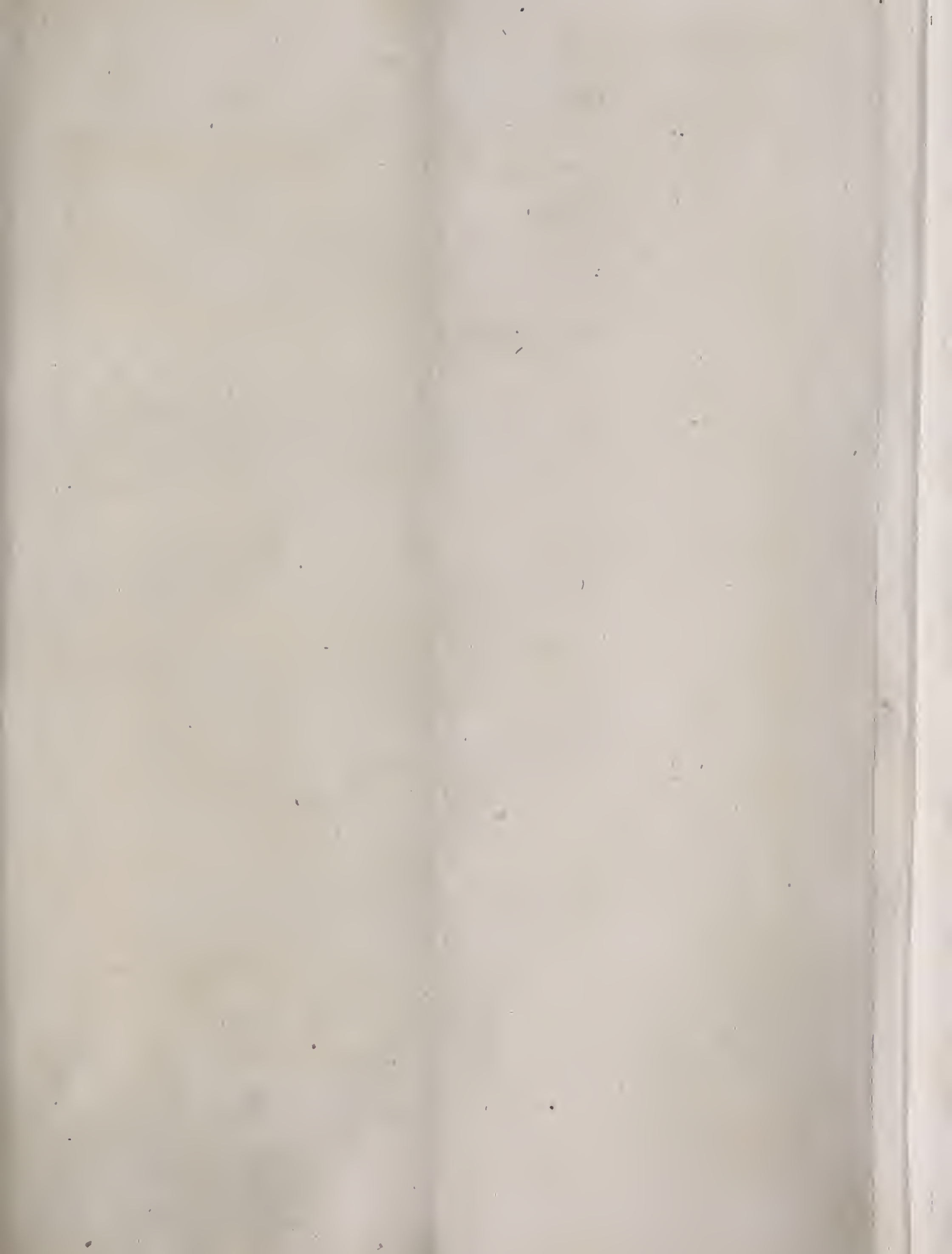
Tab. XIV.

Fig. 41. Ein Schlangenfänger; er spielt auf einem Instrument, wornach eine Brillenschlange tanzt.

Fig. 42. Ist im 19ten Briefe ausführlich beschrieben.



O. Best del. ad nat. J. J. Wagner sc. 1786.

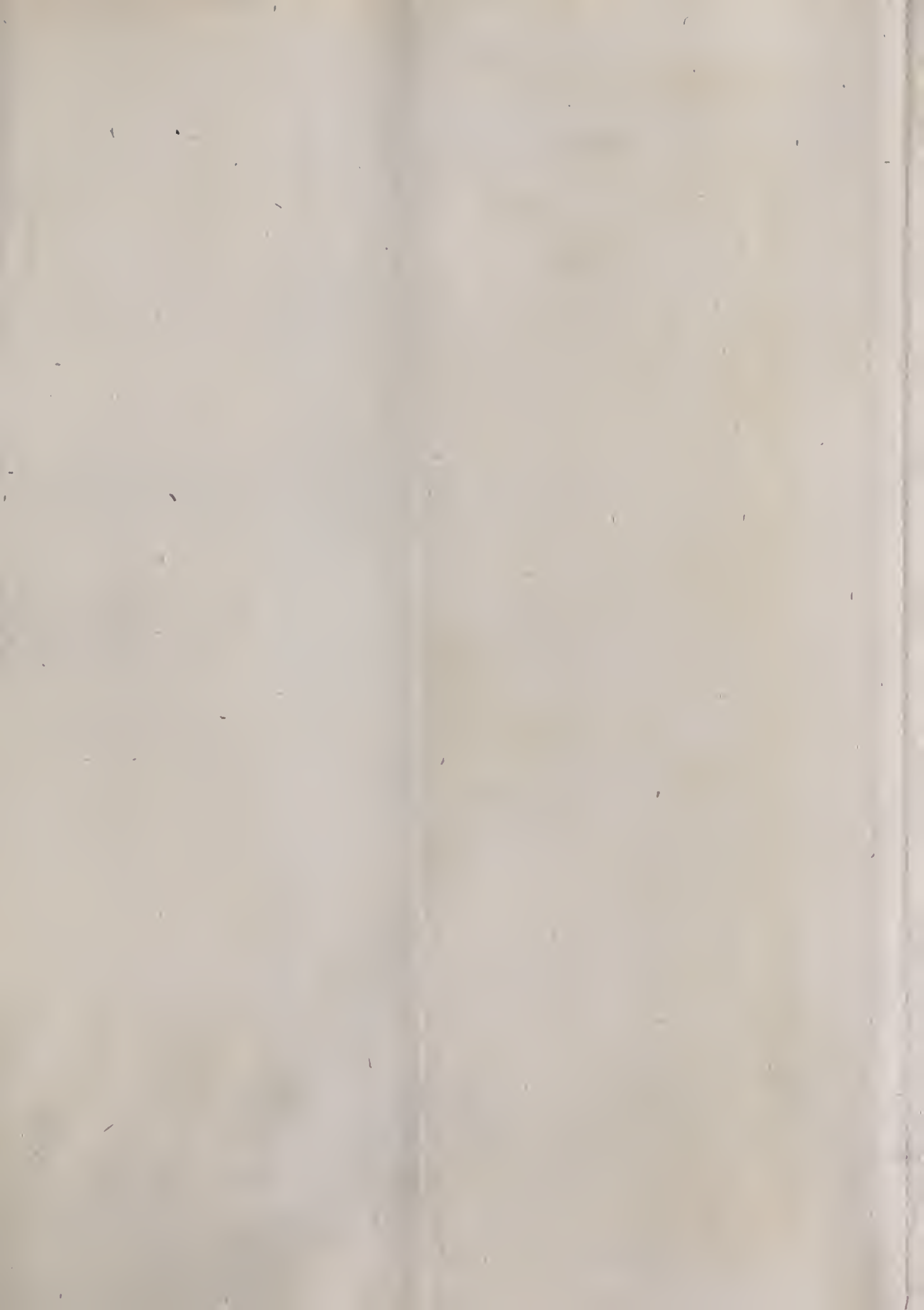


Prospect 1.



del. ad nat

Wagner sc. 1786.



Prospect 2.

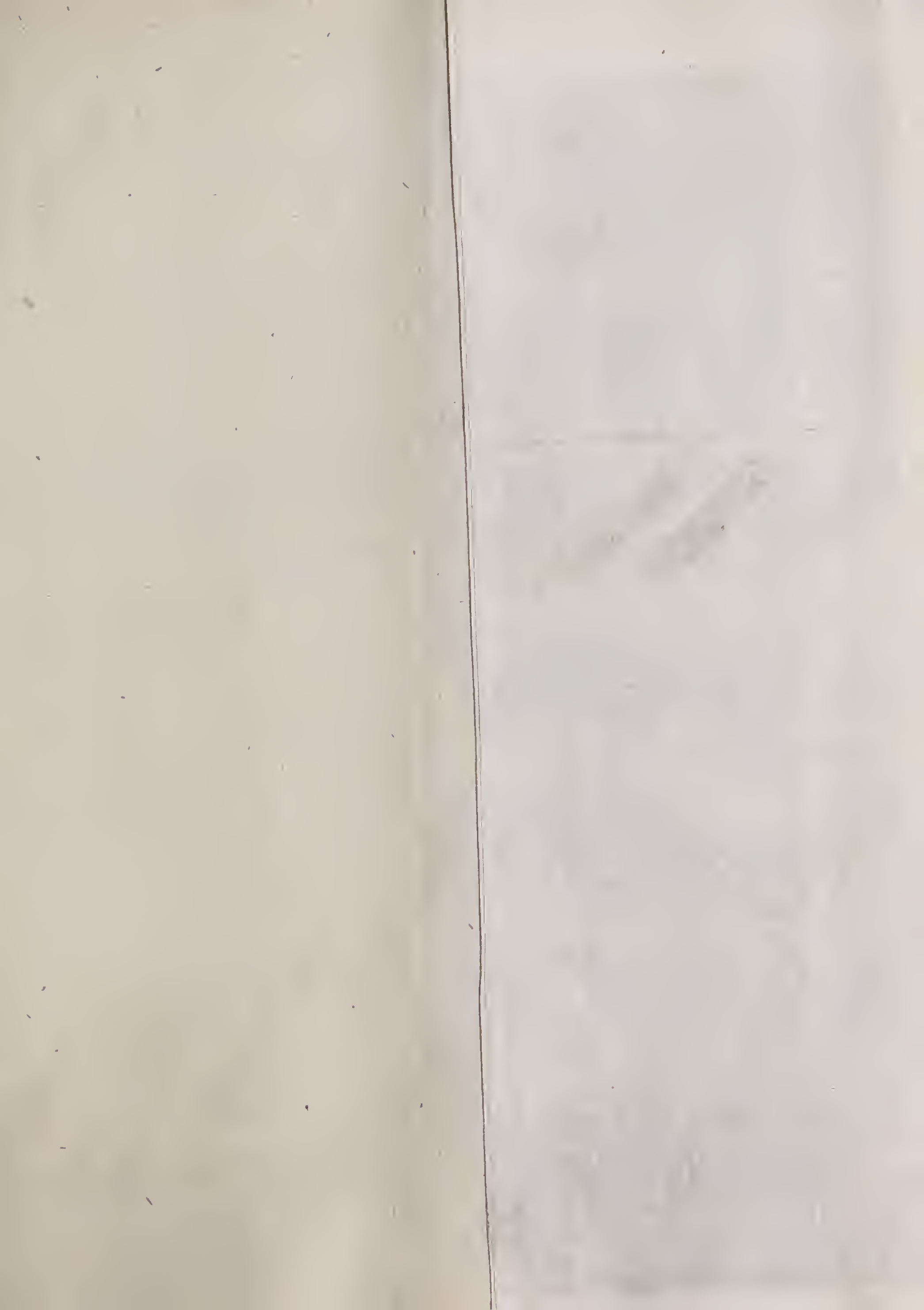


Best del. ad. nat.

J. J. Wagner sc.

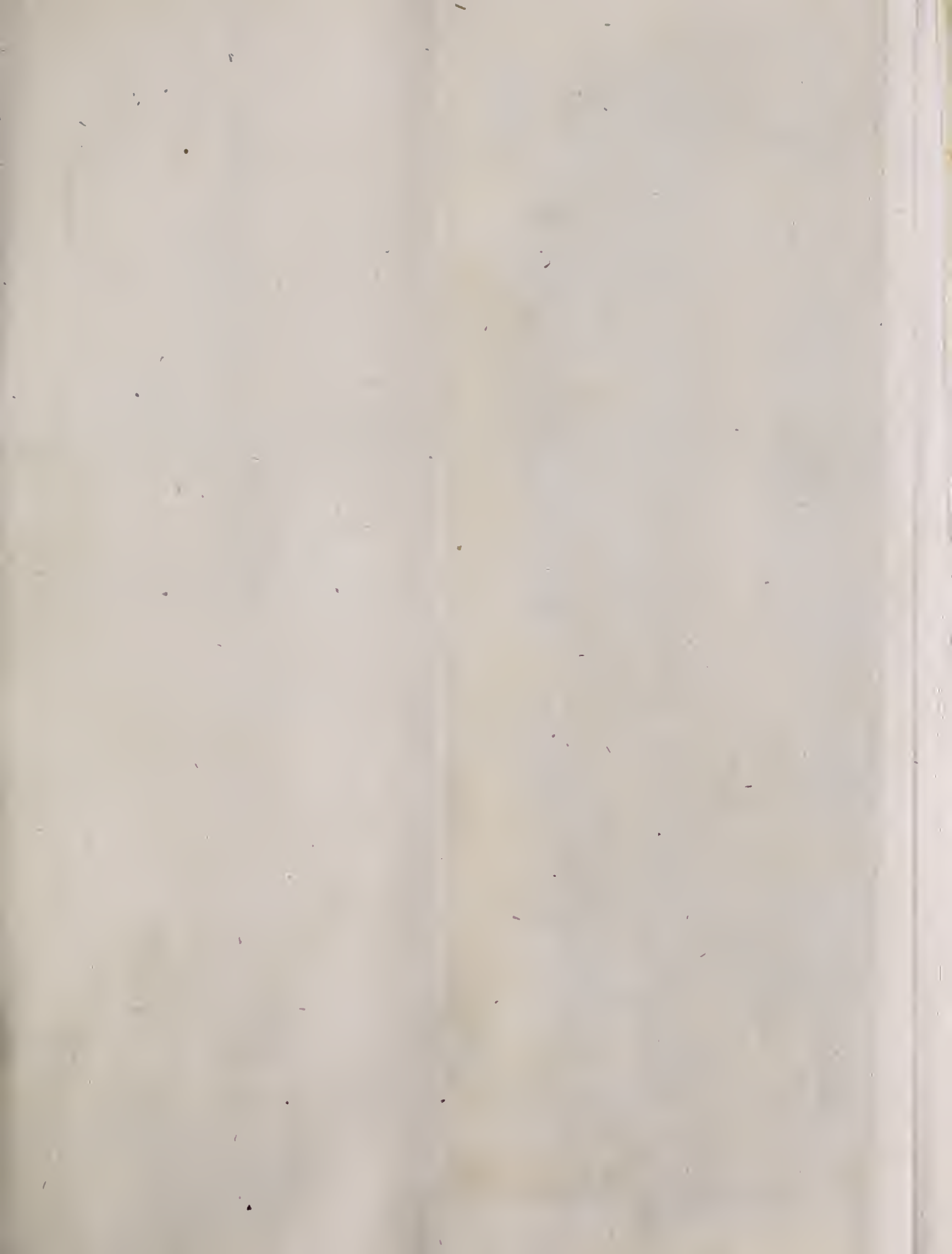



Prospect 3.



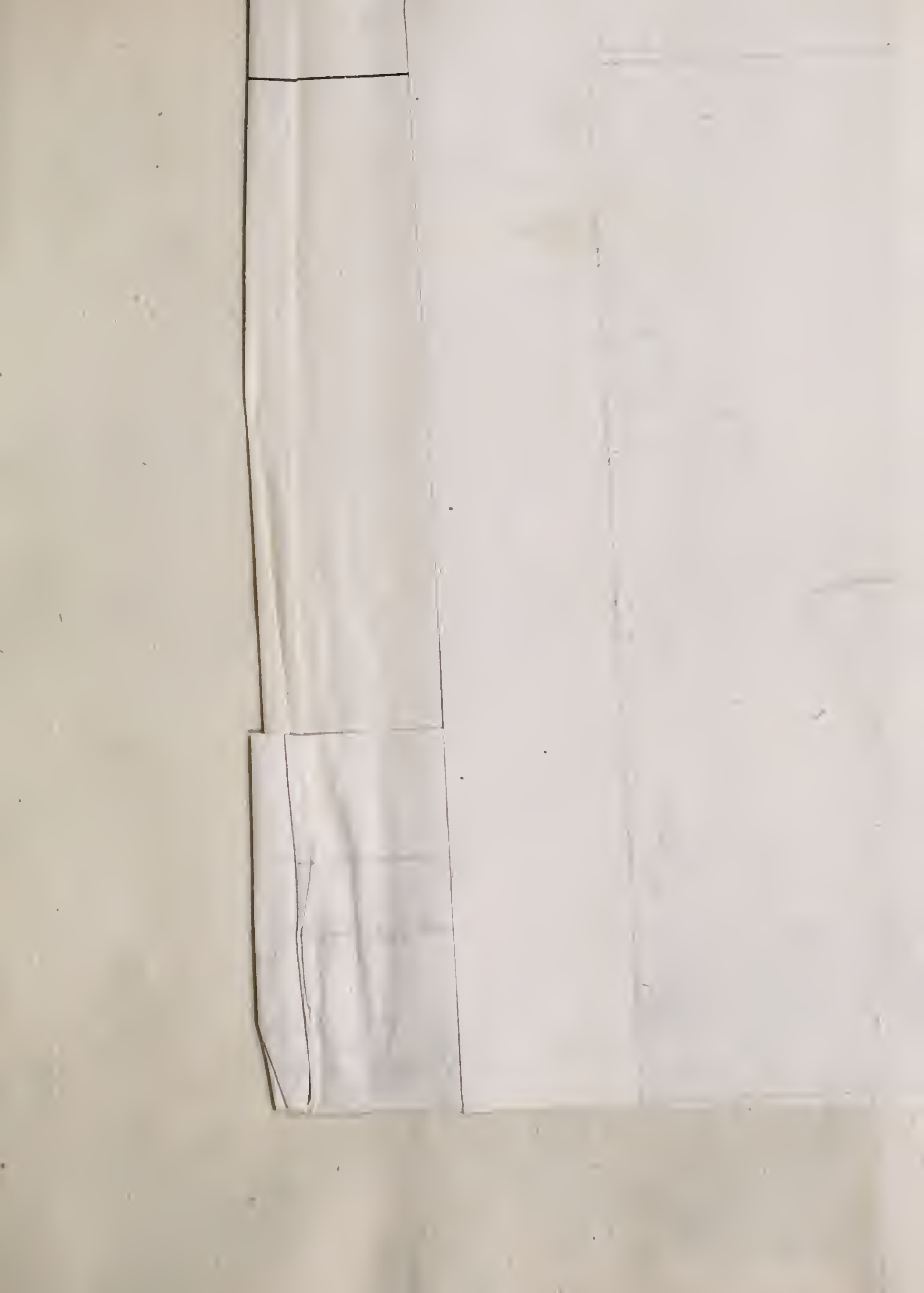


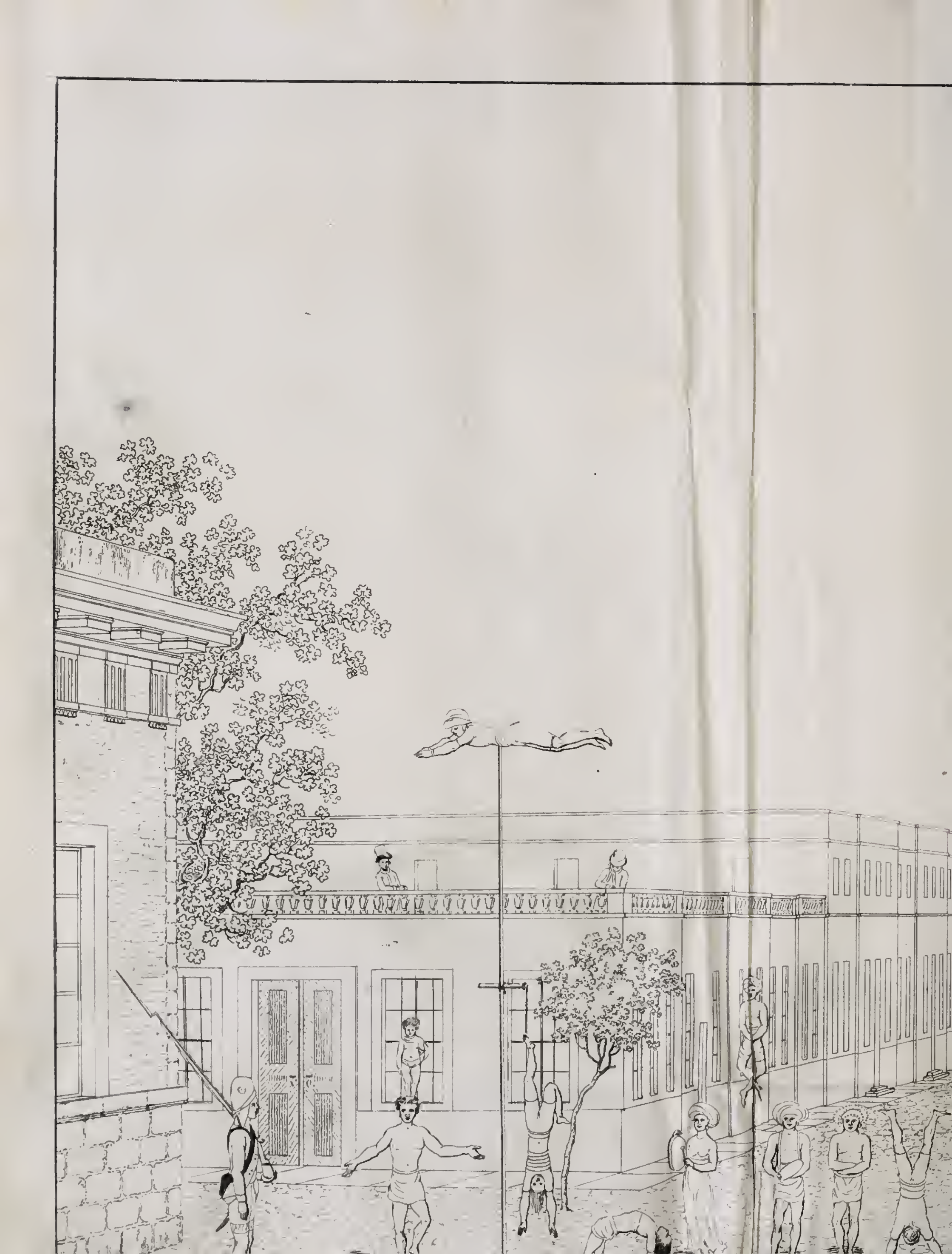
Best del. ad nat.　　　　J. Wagner sc. 1806.

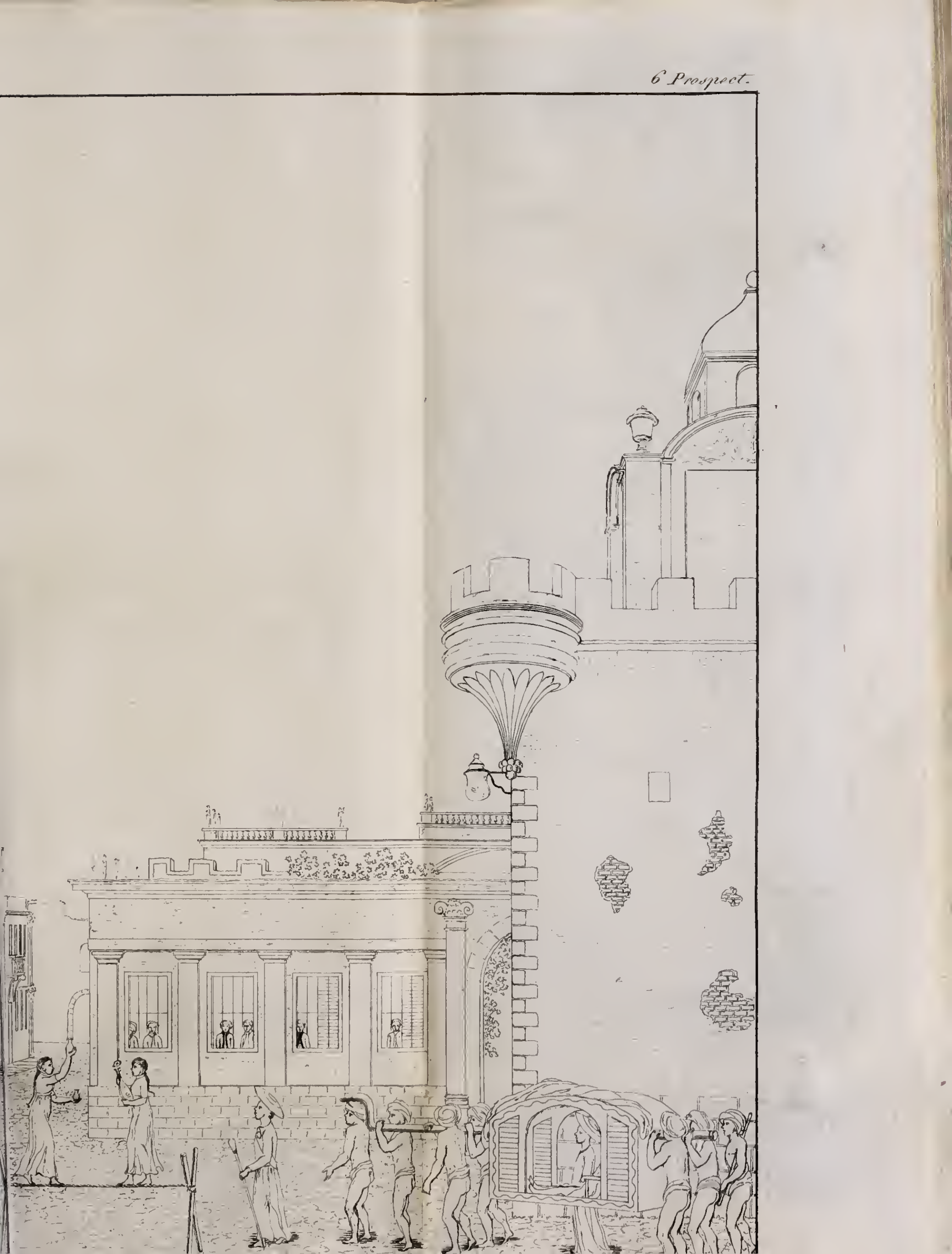




Hofft del. ad. nat. J. Wagner sc. 1806.



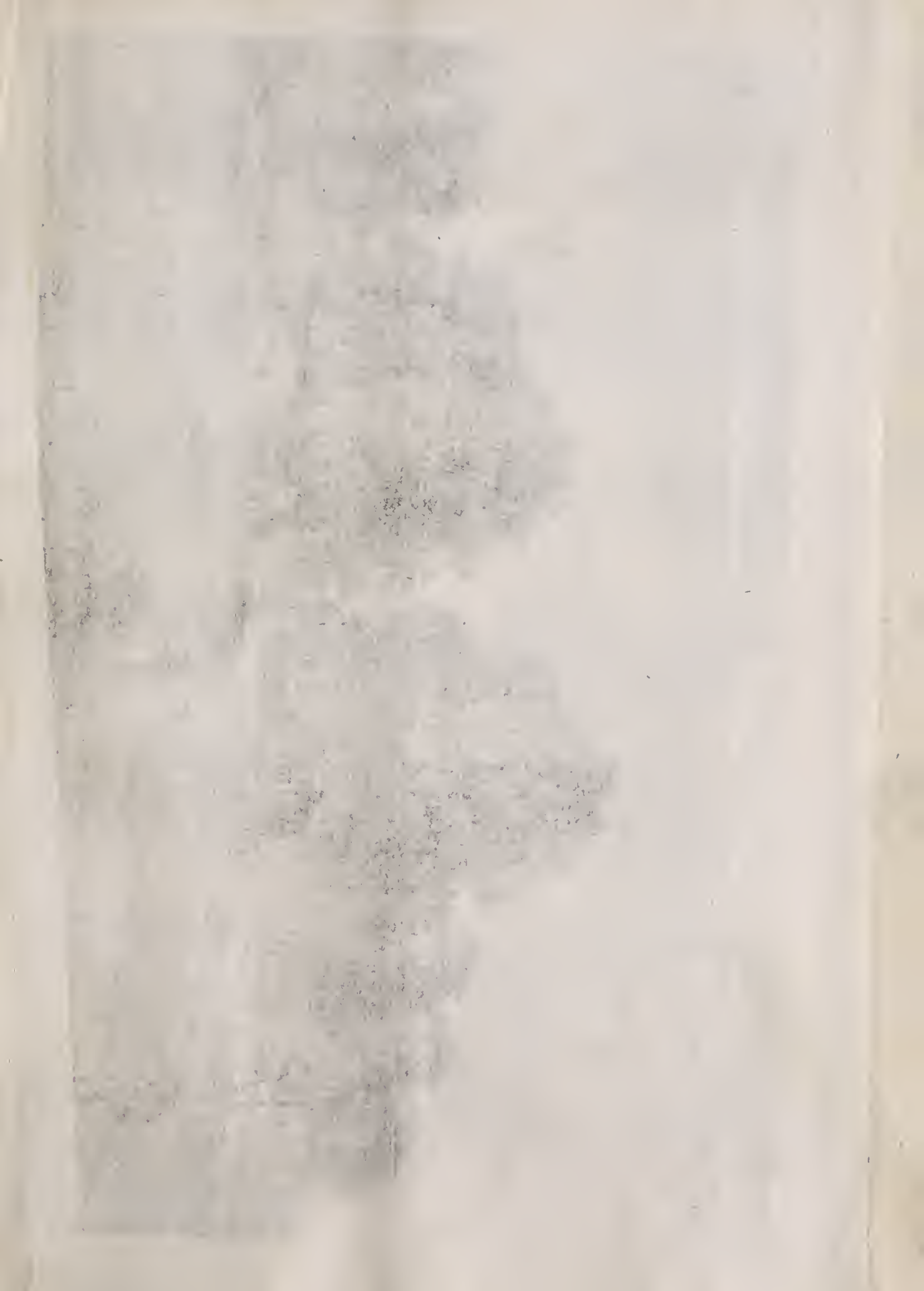




Prospect 7.



Vogt del. ad nat. J. J. Wagner sc. 1806.

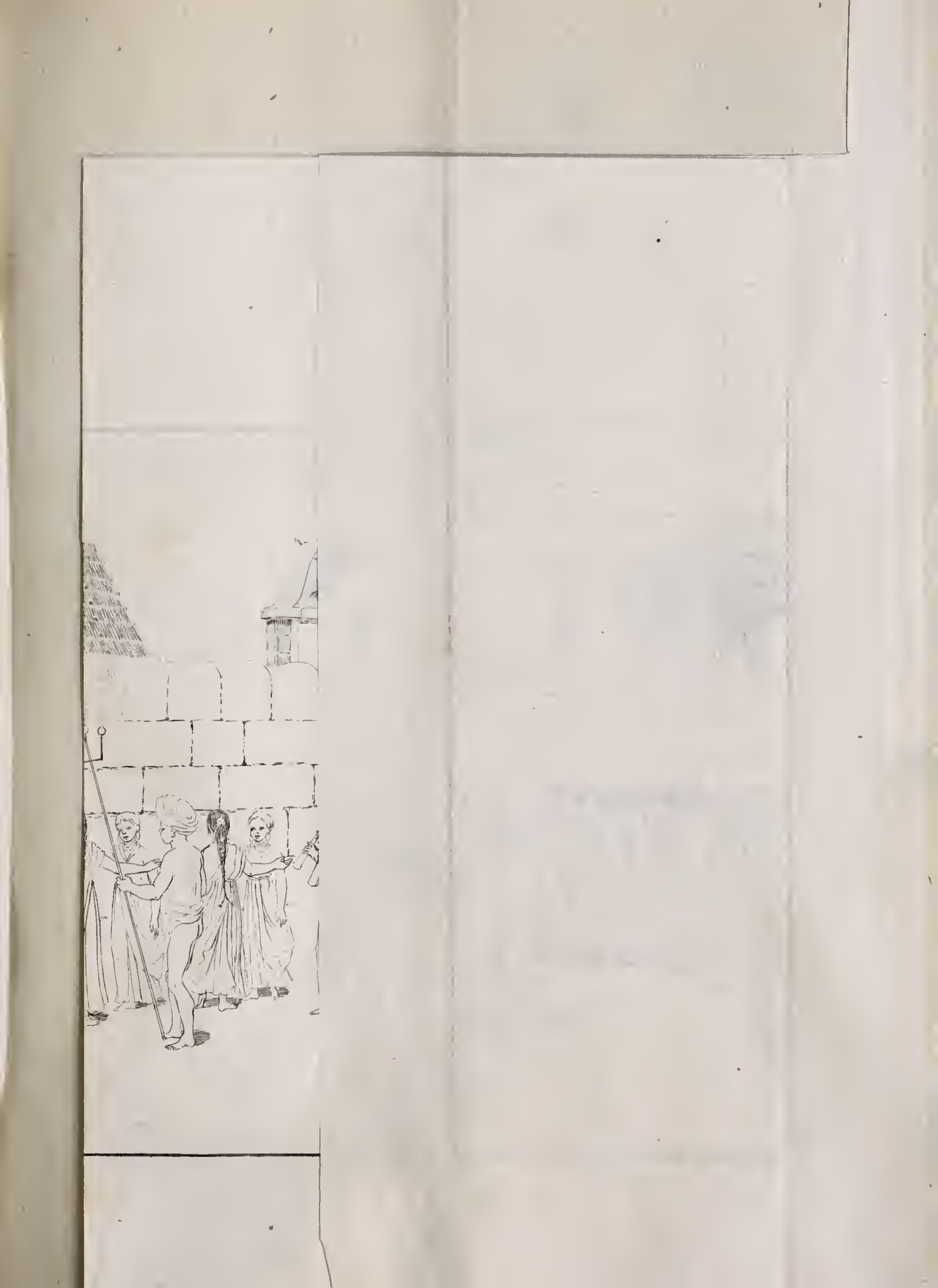




Prospect 8.

Beut del. ad. nat.

J. A. Wagner sc.



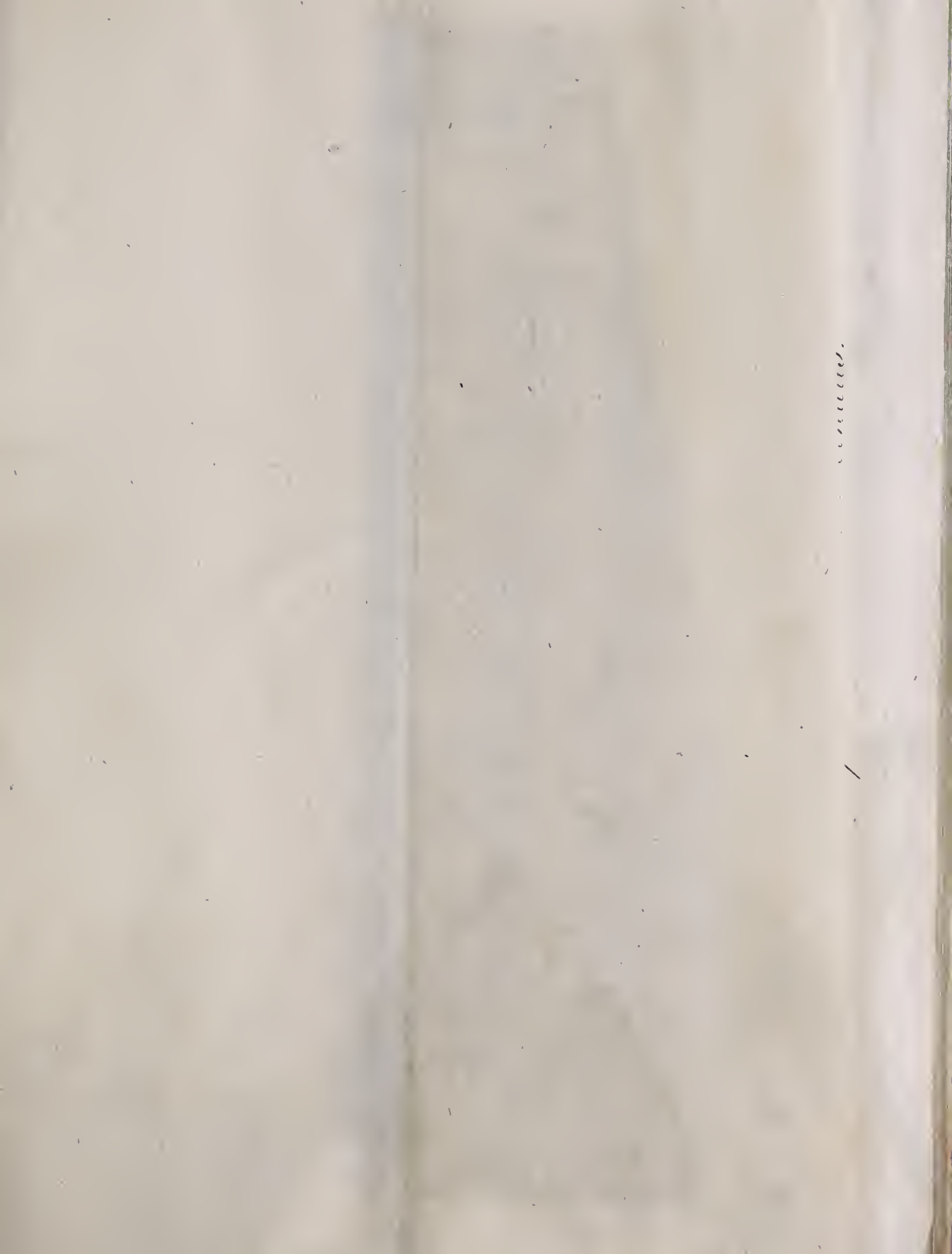






Best del. ad nat.

J. J. Wagner sc.



Prospect II.



Vogt del. ad nat.

J. J. Wagner sc.





Leichenprocession der Hindus.





Hochzeitsprocession zu Madras.

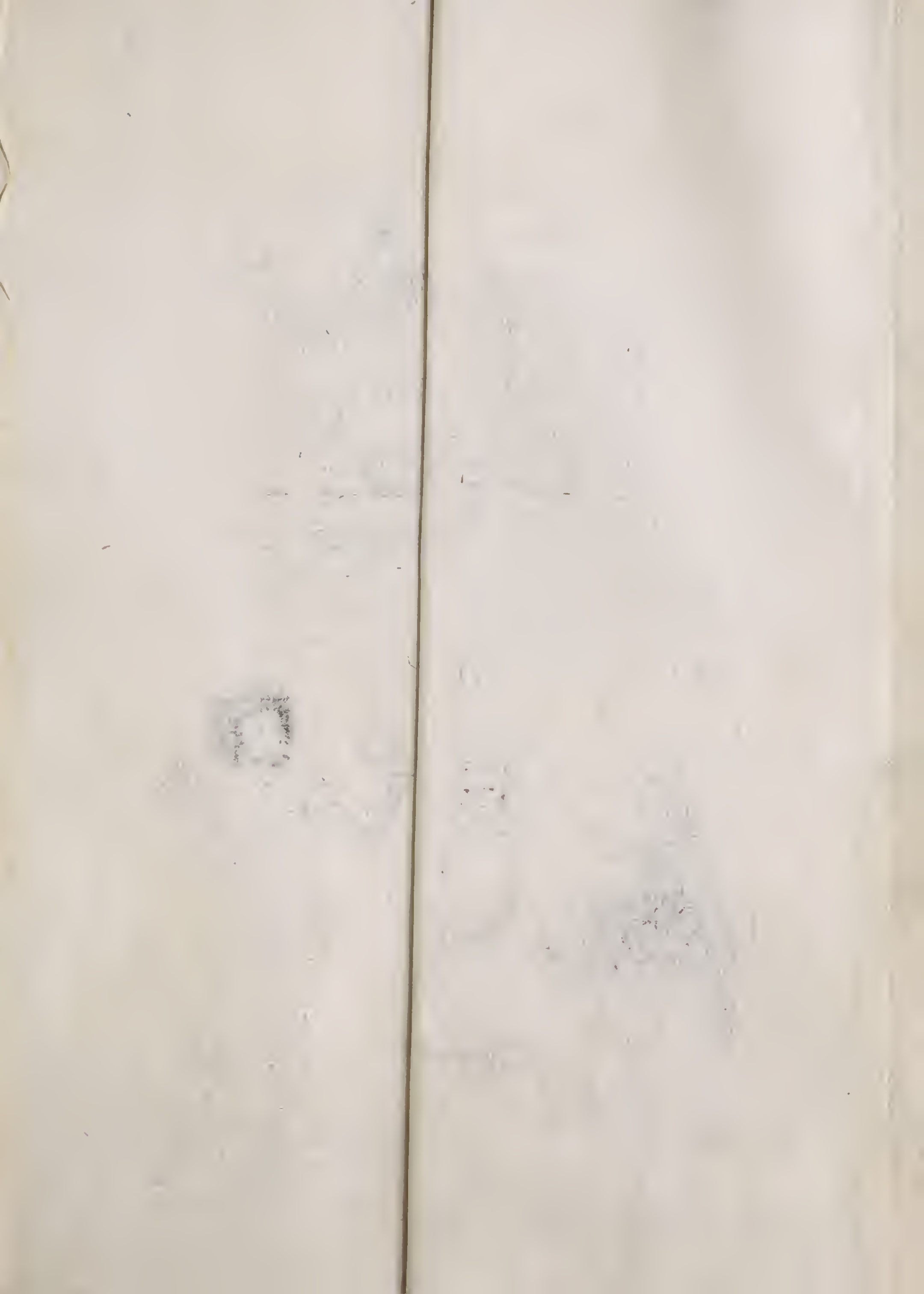
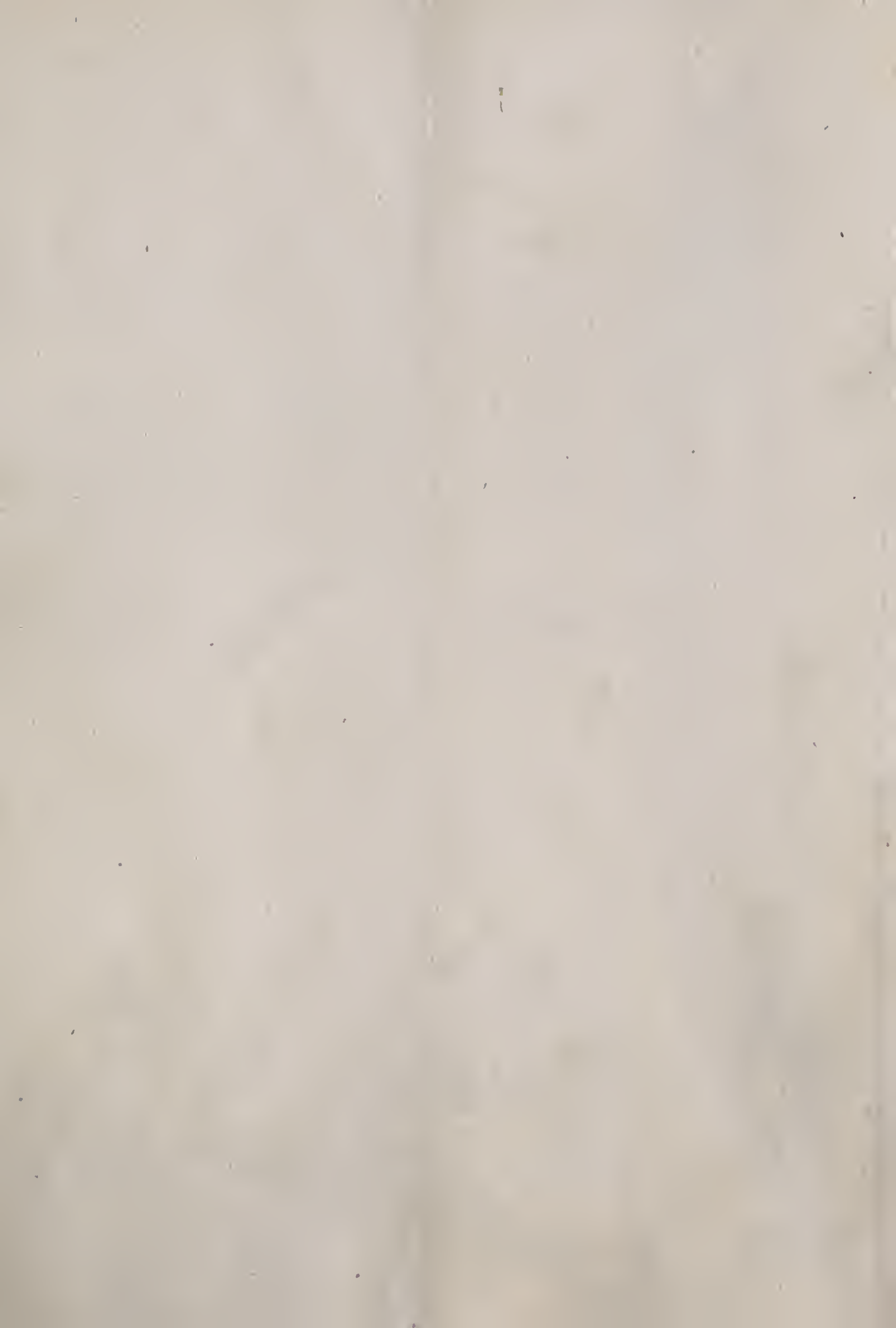



Fig. 2.
Fig. 1
Fig. 3.



Tab. II.

Fig. 1.



Tab. III.






Tab. IV.
Fig. 8.
Fig. 9.
Fig: 10.
Fig. 11.



Tab. V.



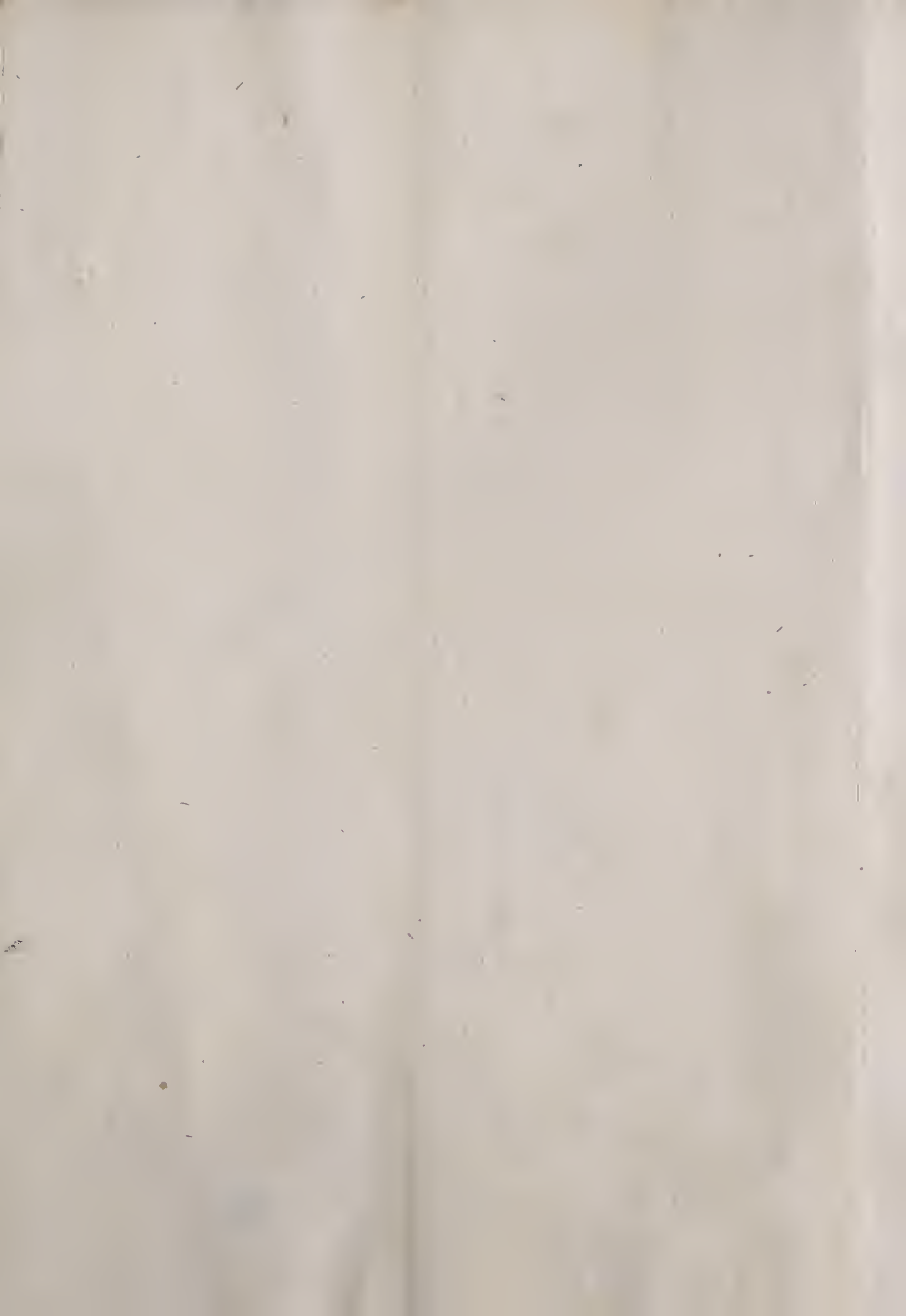


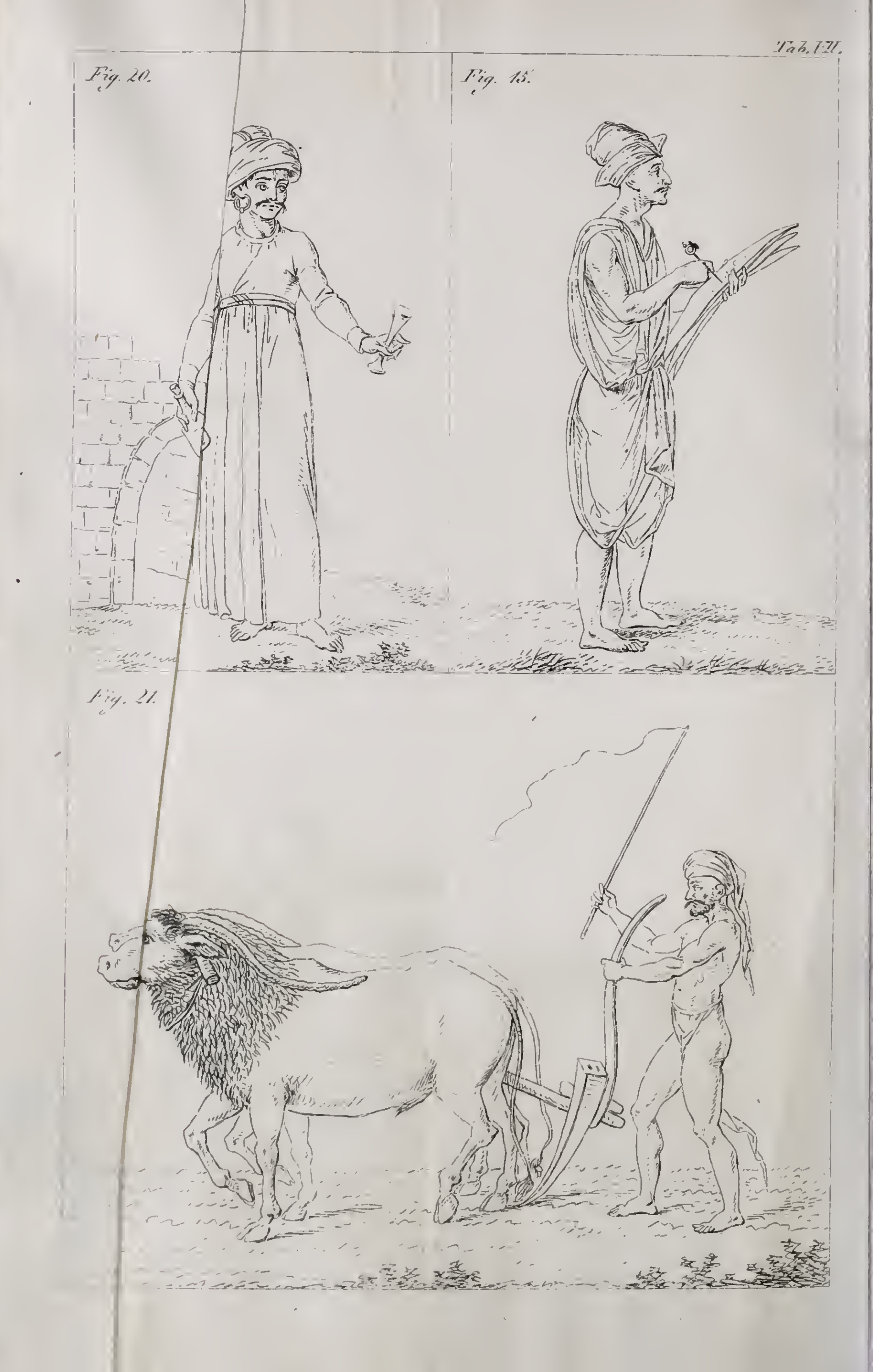
Fig. 16

Fig. 17

Fig. 18.

Fig. 19.




Tab. VII.
Fig. 20.
Fig. 15.
Fig. 21.

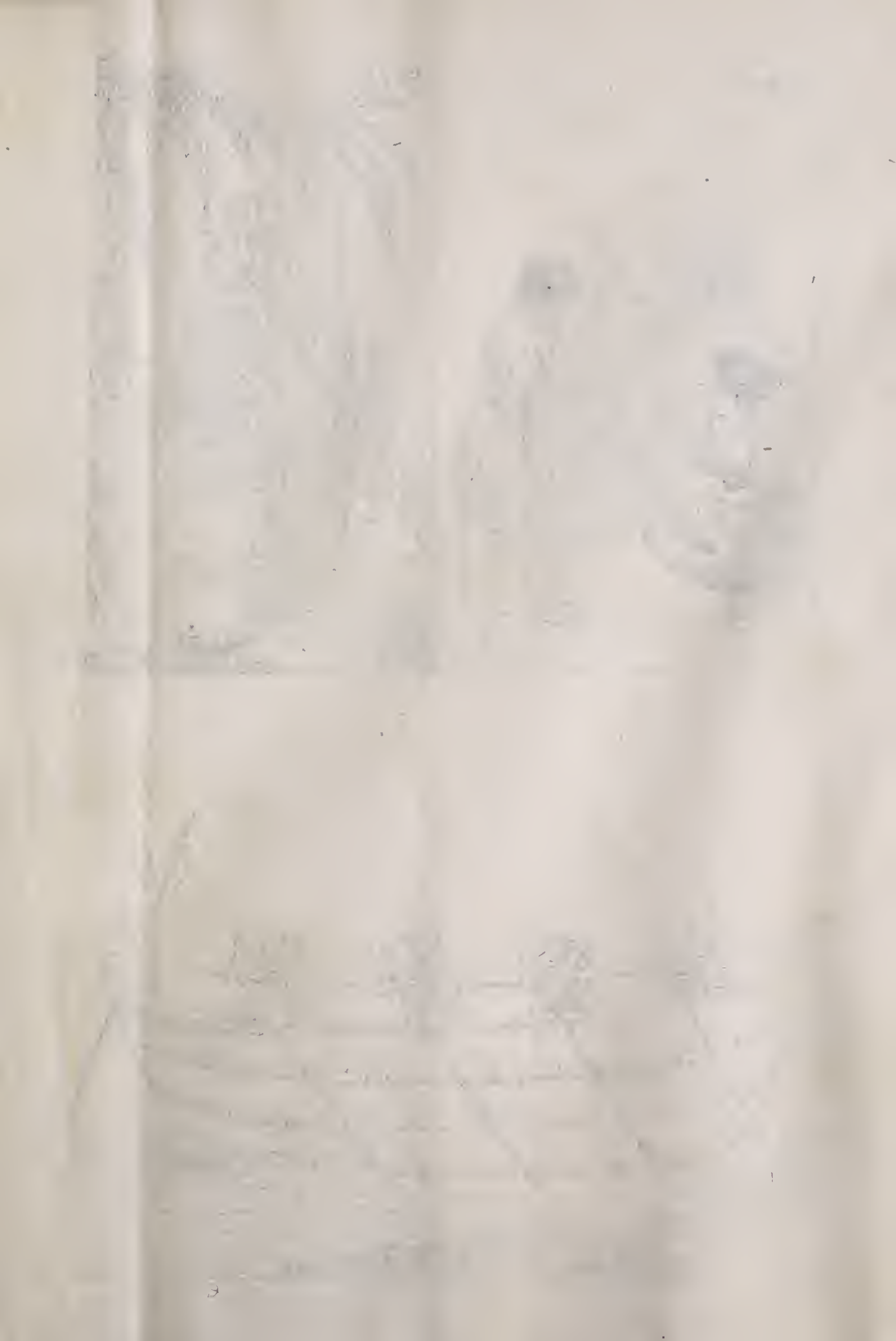
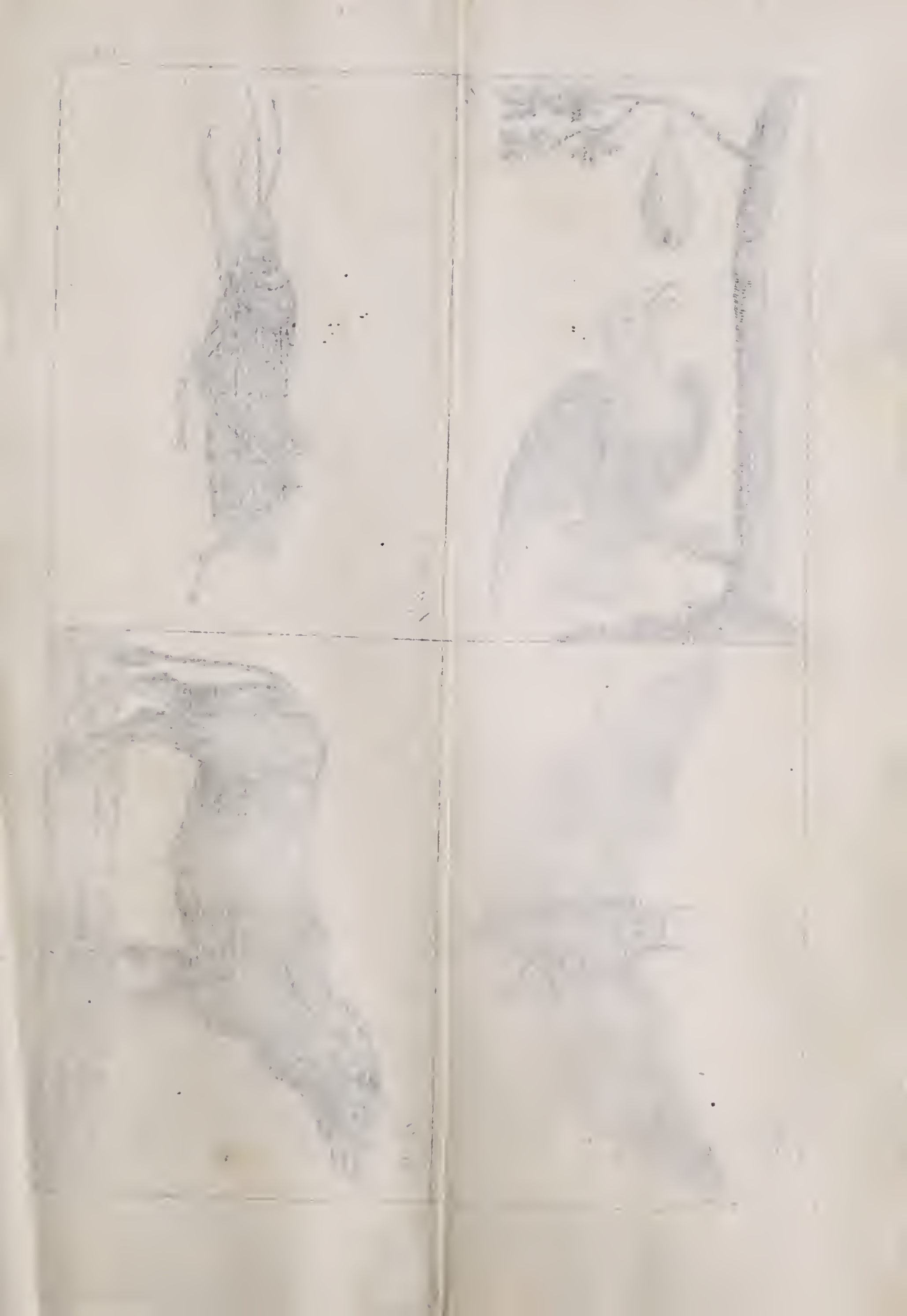


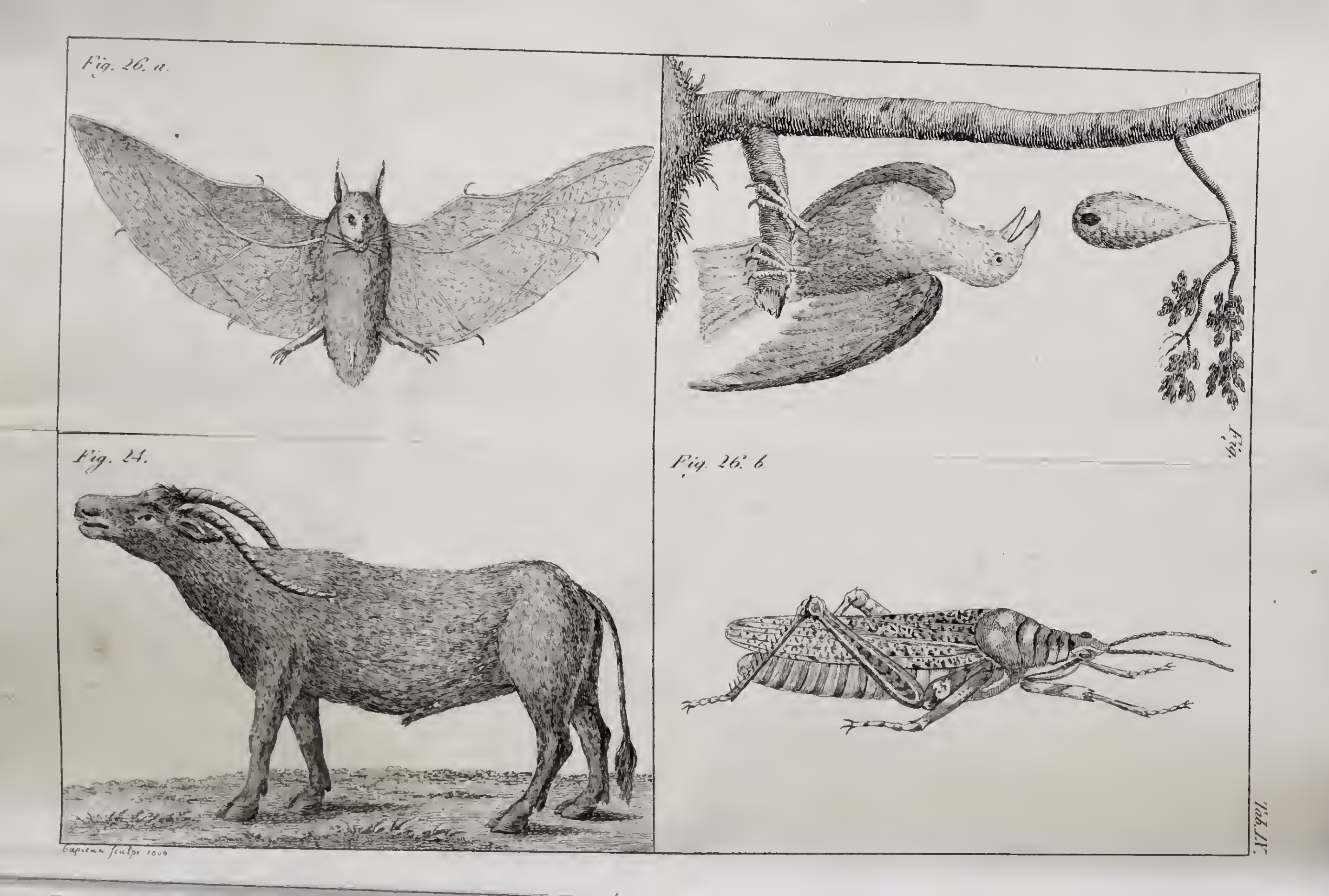
Fig. 23.

Fig. 22.

Fig. 27.

126




Fig. 26. a.
Fig.
Fig. 24.
Fig. 26. b.

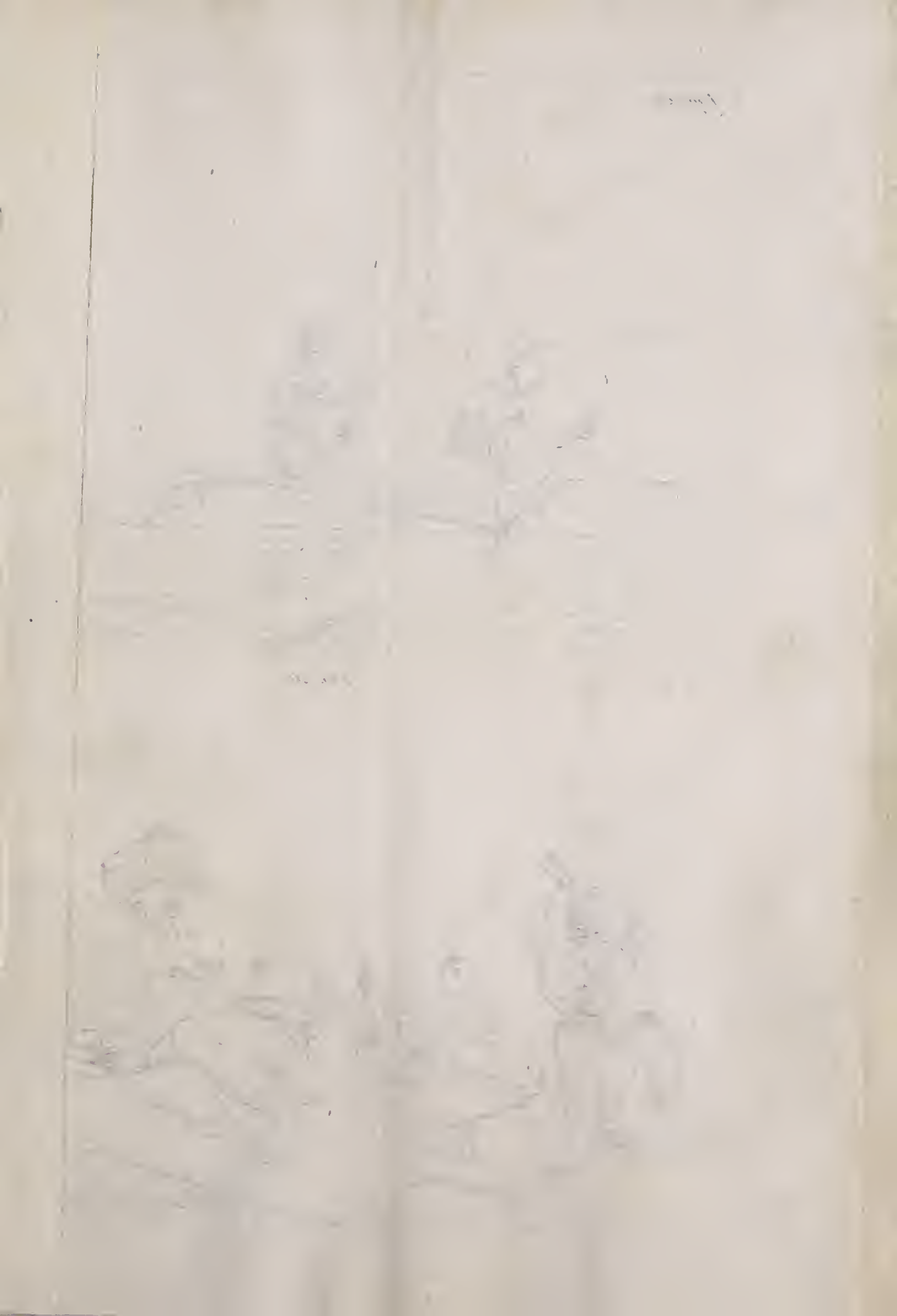


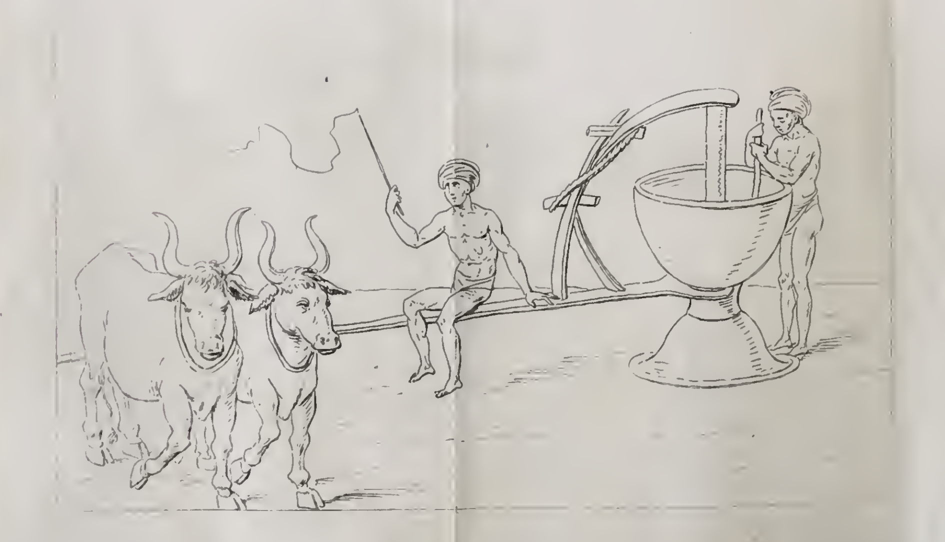

Fig. 28.
Fig. 30.
Fig. 29.



Fig. 32

Fig. 31.

Fig. 33.





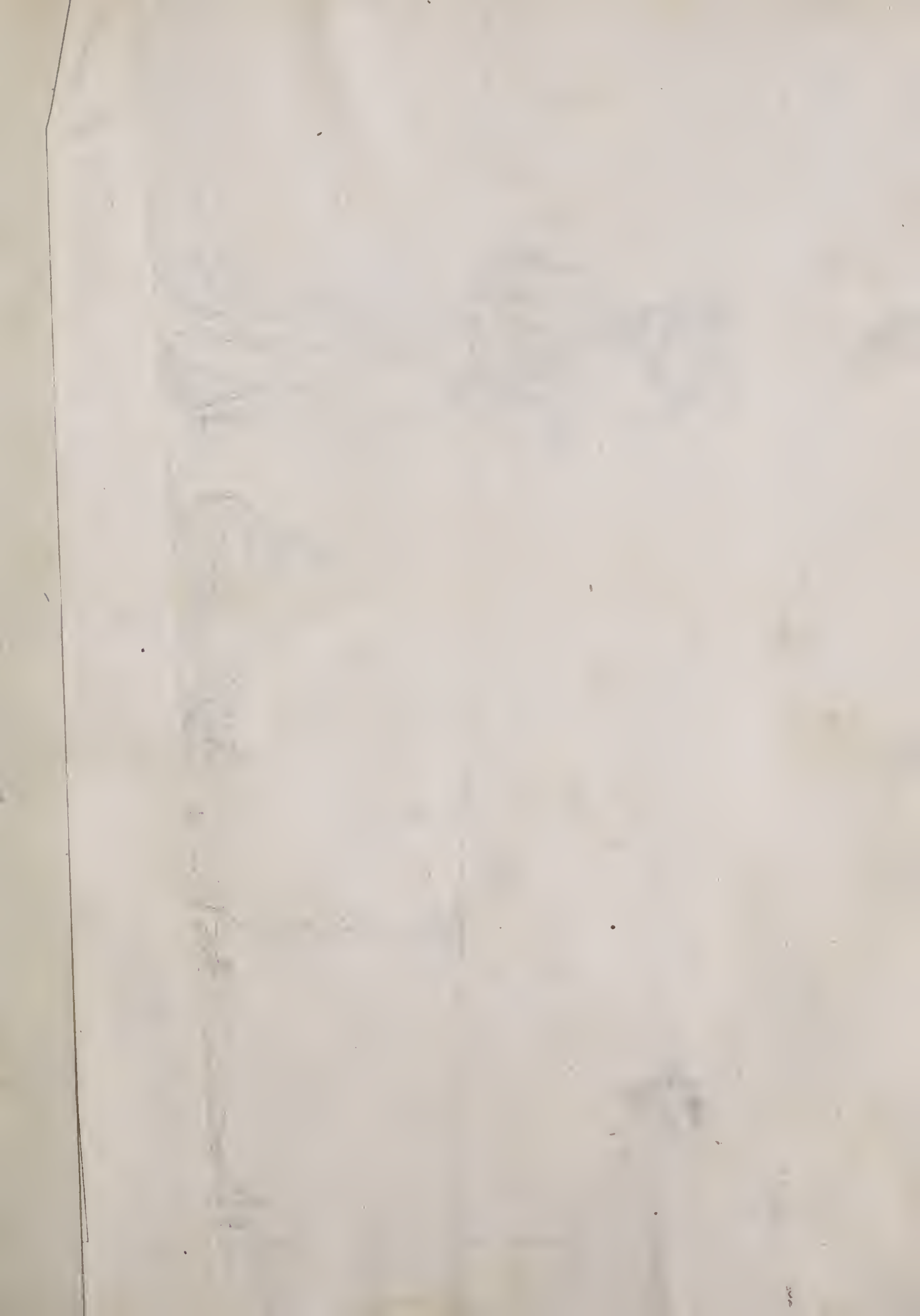
Tab. XII.





Tab. XIII.






Tab. XIV.
Fig. 42.
Fig. 41.



